



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N^o 48.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Sanda.

Eine Geschichte aus Rumänien

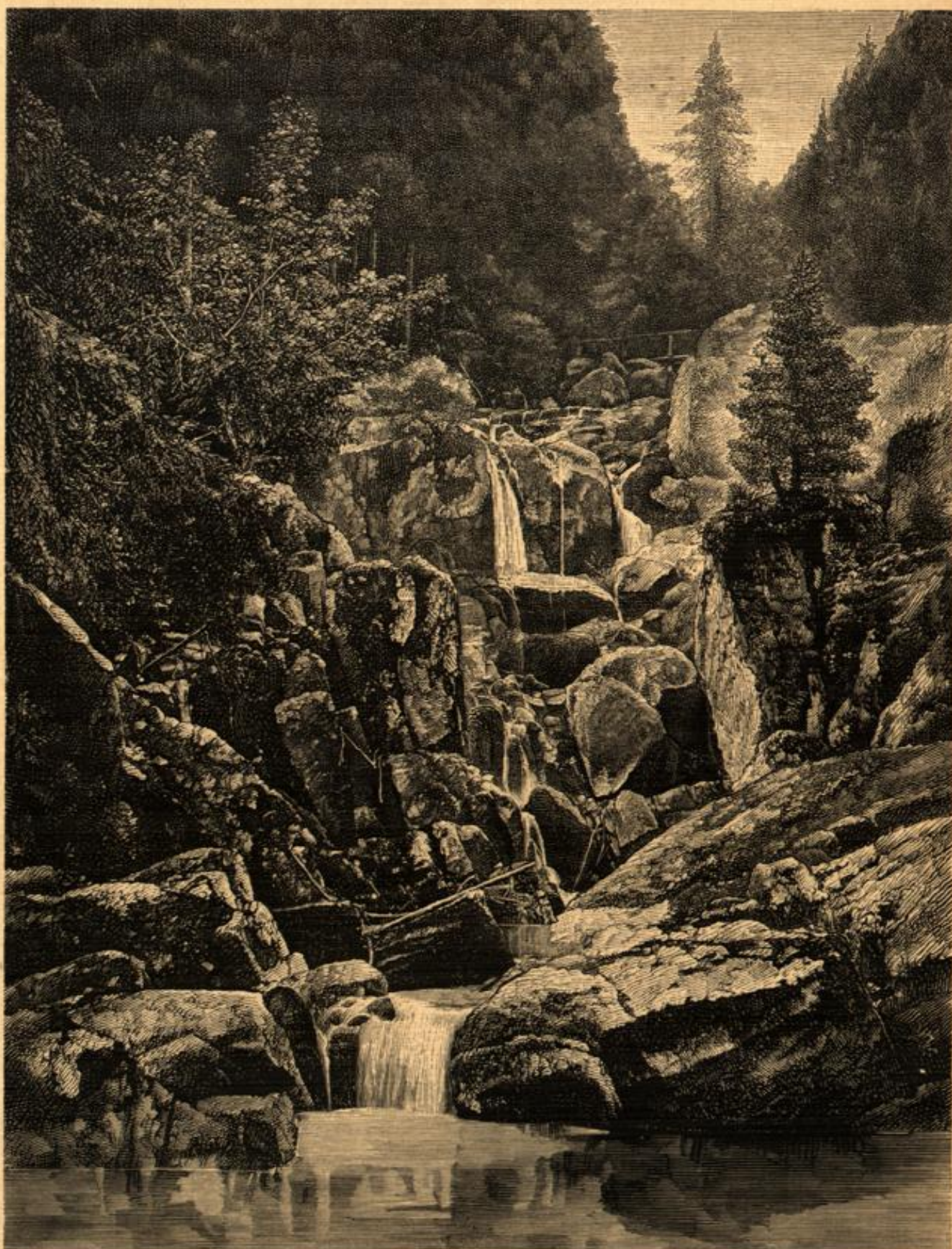
von

Marco Prociner.

(Nachdruck verboten.)

Die Schenke des Mosch *) Ilie liegt ein gutes Viertelstündchen weit vom Städtchen Ungureni entfernt, auf einer hügelartigen Erhöhung, hart an der Heerstraße, die sich in's Gebirge emporwindet. Unten am Fuße des Hügels erhebt sich ein unscheinbares Kirchlein inmitten eines von einer lebendigen Hecke umzäunten Friedhofs; das Gotteshaus sieht unsäglich traurig, verwahrlost und verwittert aus, der altersschwache, grün angestrichene, hölzerne Glockenthurm hat eine seinem großen Kollegen in Pisa ähnliche schiefe Stellung angenommen, das rothe Blechdach zeigt bedenkliche Risse und an den des Dächels zum großen Theil entklebten Wänden kann man die regendurchweichten rothen Ziegel zählen. Das blau angestrichene, ebenerdige Häuschen hingegen, in welchem sich die Schenke des Mosch Ilie befindet, ist nett und freundlich, das weiße Blechdach wohl erhalten, das Schaufenster mit den in allen Regenbogenfarben schillernden Brantweinflaschen spiegelblank und der Garten hinter dem Häuschen wohlgepflegt. Was Wunder, daß die Bauern von Ungureni viel lieber in die Schenke des Mosch Ilie als in die Kirche gehen, was Wunder, daß sie an Sonn- und Feiertagen, anstatt den näselnden Gesang des Popen Anastas anzuhören, vor der Veranda der Schenke den Klängen der Fiedel des Zigeunermusikanten Grigorie lauschen? Ist hiedurch im Allgemeinen die Thatsache motivirt, warum die Schenke des Mosch Ilie eine größere Zugkraft auf die Leute ausübt als die Kirche, so lassen sich zur Erklärung des Umstandes, daß keine Wirthschaft weit und breit im ganzen Kreise eines so lebhaften Zuspruches sich erfreut wie jene des Mosch Ilie, noch ganz besondere Gründe anführen: in seinem Keller lagert nämlich der beste Wein, der gediegenste Schnaps, und dann ist Mosch Ilie ein sehr freundlicher, coulanter Geschäftsmann, der gerne kreditirt und Alles, was nur Geldeswerth hat, für baare Münze annimmt. Das Aeußere des Schenkwirthes ist allerdings nicht besonders freundlich und vertrauenerweckend; Mosch Ilie ist ein hageres Männlein, hoch in den Fünfzigen, mit einem faltenreichen, von einem ungepflegten eisgrauen Bart umrahmten Pergamentgesicht, in welchem, hinter buschigen Brauen versteckt, zwei dunkelglühende Auglein lauern. Er trägt den Kopf stets ein wenig zur linken Achsel geneigt, spricht leise und lacht fast unhörbar. Mosch Ilie ist, wie gesagt, ein sehr coulanter Kreditgeber; am liebsten kreditirt er aber solchen Bauern, die über nichts Anderes als über ihre Arbeitskraft verfügen.

„Thut nichts,“ pflegt er schmunzelnd zu sagen, wenn solch ein armer Teufel auf Kredit



Die steinerne Renne (im Harzgebirge). (S. 571.)

*) Mosch heißt eigentlich Großvater; diese Bezeichnung wird aber auf dem Lande jedem Greise beigelegt.

Anspruch macht, „trink' so lange und so viel Dir behagt, und laß es Dir wohl bekommen, es wird sich schon Alles finden.“

Und es findet sich. Nach einiger Zeit pflegt Ilie die einzelnen Posten zusammenzuzählen und dem Schulner eine Schrift zu unterbreiten, auf welche dieser seine Unterschrift in der Form eines Kreuzes hinmalt. Er bringt so jedes Jahr eine erhebliche Anzahl Kreuze zusammen, die zwar nicht mit Geld, wohl aber mit menschlicher Arbeit honoriert werden. Und Mosh Ilie steht sich dabei sehr gut, denn die Bearbeitung seines kleinen, vom Staate gepachteten Gutes, das eine halbe Stunde von Ungureni entfernt liegt, macht ihm nicht die geringste Sorge; ja, er verfügt jederzeit über so viele „Hände“, daß er dieselben an andere Gutsächter vermieten kann. Auf diese Weise ist Mosh Ilie in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann geworden; Manche behaupten sogar, daß er ein reicher Mann sei, wollen aber, wenn man sie um Details über die Entstehung seines Reichtums fragt, nicht recht mit der Sprache heraus. In Ungureni geht nämlich das Gerüde, daß Mosh Ilie allerhand anrüchliche Dinge treibe, mit Schmugglern in Verbindung stehe, ja sogar ein Vertrauter des berühmten Contrebandisten Margarit sei, der vor nicht langer Zeit einen Gendarmen ermordet hat. Ob dieses Gerüde begründet oder Altwiebergeschwätz sei, weiß Niemand zu sagen. Man gibt übrigens nicht viel darauf und findet es selbstverständlich, daß er als Mitglied des Gemeinderathes von Ungureni fungirt, wo sein Wort bei allen Berathungen gewichtig und oft ausschlaggebend in die Waagschale fällt. Mosh Ilie hätte sogar längst die Würde eines Primars (Bürgermeisters) bekleiden können. Aber er strebt nicht darnach, denn so ein Ehrenamt ist mit allerhand Plädelereien verbunden. Es würden sich sicherlich Neider gefunden haben, die ihn beim Präsesen angeschwärzt und das Gerücht ausgebreitet hätten, er sei eigentlich kein urwüchsiger Rumäne, sondern ein Armenier, trotzdem er seit Jahren den vollenden rumänischen Namen Ilie Pruncu führt. Und dann will er auch nicht allzu oft und in amtlicher Eigenschaft mit dem Subpräsesen, Herrn Costescu, in Berührung kommen, der, so oft er die Amtsieme aufsteht, kurz angebunden und hochfahrend ist. Im Privatverkehr hingegen ist der Subpräses ein sehr liebendwürdiger, leutseliger junger Herr, der gerne lacht, gerne ein Gläschen Wein trinkt und dem man es durchaus nicht ansieht, daß er bereits einige Male wegen verschiedentlicher Unterschlagungen mit verschiedentlichen Paragraphen des Strafgesetzbuches in Konflikt gerathen war. Herr Costescu besucht nie an Sonn- und Feiertagen die Schenke des Mosh Ilie, um nicht mit dem „Bauernpad“ in allzu nahe Berührung zu kommen, was, wie er meint, seinem Prestige Abbruch thun könnte. Aber an Werktagen ist er kein seltener Gast daselbst. Mosh Ilie ist stets außer sich vor Freude und Aufregung, so oft ihn der Subpräses mit einem Besuch beehrt. Er empfängt ihn mit einem tiefen, devoten Bückling an der Thüre, führt ihn in die beste Stube, setzt ihm den besten Wein vor und horcht, den Kopf noch tiefer als sonst zur linken Achsel geneigt, andächtig seinen meist politischen Erörterungen zu. Dann und wann pflegt Herr Costescu darüber zu klagen, welch' schwere Last das Amt eines Subpräsesen sei und wie viel ihm die Schmuggler zu schaffen machen. So oft Herr Costescu letzteres Thema auf's Tapet bringt, leidet er seltenerweise an Geldmangel, was Mosh Ilie zu wissen scheint, denn er vergißt bei solchen Gelegenheiten nie, dem Subpräsesen beim Abschied einige Napoleons in die Hand zu drücken. Die Berührung des Goldes macht auf Herrn Costescu einen eigenthümlichen Eindruck; während er die Goldstücke durch die Finger gleiten läßt, um deren Zahl zu konstatiren, überkommt ihn eine seltsame Nüßung und er möchte alle Welt an seine Brust drücken. Er vergißt dann nie, angelegentlich nach Sanda, dem Töchterlein Mosh Ilie's, sich zu erkundigen und sein herzlichstes Bedauern darüber auszudrücken, daß das arme Kind blind sei. Wenn man von seiner Sanda spricht, da wird Mosh Ilie wie umgewandelt. Der lauernde Zug in seinem verwiterten Gesicht verschwindet, aus seinen dunklen Augenlein strahlt stolze Vaterfreude, und er wird nicht müde, von seiner Tochter zu erzählen. Sie hatte das Augenlicht vor nahezu vierzehn Jahren als vierjähriges Kind verloren. An einem Julinachmittag war es gewesen, da habe der Blitz in sein Haus eingeschlagen, seine Frau getödtet und das Kind geblendet. Anfangs habe er gedacht, er werde diesen Schlag nicht überleben können. Aber das Menschenherz sei stärker, als man glaube. Das Kind erholte sich nach und nach, aber das Augenlicht war ihr für immer geraubt. Und sie hatte solch' wunderbare blaue Augen, die ihm wie Sonnenstrahlen in's Herz hineingeleuchtet. Eines Tages da wollte er seine gottselige Frau, die arme Paraschiza, prügeln; er hatte bereits zum Schläge ausgeholt, da hörte er die Stimme des Kindes: „Schlag' nicht die Mutter!“ und die blauen Augen blickten ihn dabei so flehentlich an. Und der Blick des Kindes habe auf ihn wie mit einer Zauber Gewalt gewirkt, die Hand sei ihm niedergesunken, als wär' sie verheert gewesen. Ueber den Tod seiner Frau habe er sich bald getrostet, denn sterben müssen wir Alle, und wer so im Ru wegstirbt, der habe ein leichtes Ende. Als er aber seine Sanda mit blinden Augen in der Stube herumtaften gesehen und ihre Frage vernommen: „Ob ihr denn für immer Alles finstern erscheinen, ob sie nie die Sonne wiedersehen werde?“ da habe er wie ein kleines Kind weinen müssen und lange Zeit keinen Trost finden

können. Und so sei seine Sanda zu einem großen, prächtigen Mädchen herangewachsen, an dem Jedermann seine Freude habe, denn sie sei so gut wie das liebe Brod und so klug wie der Tag und habe ein Gesichtchen so weiß wie Apfelfläute und solch' zarte kleine Händchen, wie man sie zarter und kleiner selbst bei Stadtdamen nicht antreffe. Er habe aber noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, daß sie dereinst wieder sehen werde. In Wien seien große Augenärzte, dahin wolle er nächstes Frühjahr reisen. Es werde ihn viel Geld kosten, aber selbst wenn es ihn tausend Dukaten kosten sollte, so werde er sie mit Freuden für das Augenlicht seiner Sanda hingeben. Und wenn sie einst sehen werde, dann wolle er auch ein neues und ganz anderes Leben beginnen. Er werde nach Bukarest mit ihr reisen, sich dort niederlassen, ein Haus daselbst kaufen, Droschke und Pferde sich anschaffen und lustig in den Tag hinein leben.

„Und es soll mich wundern, wenn meine Sanda keine glänzende Partie macht!“

Mit diesem Satze pflegt Mosh Ilie seine Erzählung zu schließen.

Es war an einem Septembernachmittag. In der Schenke des Mosh Ilie herrschte tiefe Stille. Es war kein einziger Gast darin. Ilie saß an dem Schentisch und schrieb und rechnete, ab und zu flog ein Lächeln über sein runzeliges Gesicht. Er hatte einen glücklichen Sommer gehabt. Der größte Theil seiner Ernte war bereits zu einem hohen Preise an einen Händler verkauft, und der Erlös dafür lag in mehreren Kisten, jede zu hundert Stück Dukaten, in dem eisernen Kasten, den er sich unlängst erst angeschafft. Das Schankgeschäft ging schwunghafter als sonst und der große Spiritustransport, den er dem Contrebandisten Margarit übergeben, war glücklich in Bukarest eingeschmuggelt worden, lauter Motive, die geeignet waren, Mosh Ilie in eine behagliche Stimmung zu versetzen. Das Schmuggelgeschäft jedoch, wenn es auch recht erhebliche Summen abwarf, bereitete ihm viele Sorgen. Er hatte sich an einen wilden Gefellen, den berühmten Margarit, gebunden und konnte daher nie recht frei aufatmen. Wie leicht könnte Margarit, von dem es hieß, daß er einen Gendarmen ermordet habe, der Polizei, die nach ihm fahndete, in die Hände fallen. Wird dieser Mensch vor dem Untersuchungsrichter Bedenken tragen, seine Verbindungen einzugestehen?

Mosh Ilie blickte bei diesem Gedanken, der ihm bei der Berechnung des Gewinnstes aus dem jüngsten Spiritustransport durch den Kopf flog, starr vor sich. Was wird aus seiner Sanda werden, wenn sie auch ihn auf das Geständniß Margarit's hin in's Gefängniß schleppen und zu einigen Jahren Zuchthaus verurtheilen? Was wird das arme blinde Kind ohne Vater, ohne jede Stütze anfangen? Wer wird dann mit seiner Sanda nach Wien zu den Augenärzten reisen? Sein Vermögen, das er mit Mühe und Noth, unter Kummer und Sorgen aufgehäuft, damit sein armes Kind ein sorgenloses Leben führe, wird in alle Winde zerstreut, gestohlen, geraubt werden. Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des Greises, er fuhr mit der Hand über die Augen, um eine Thräne wegzuwischen.

Da wurde die Stille plötzlich durch Glockenklänge, die von dem Kirchturm her klangen, unterbrochen. Mosh Ilie erhob sich und trat zur Thüre hinaus. Aus dem Städtchen bewegte sich langsam ein Leichenzug dem Friedhofe zu. Mosh Ilie hatte nie an's Sterben gedacht. Jetzt überkam ihn plötzlich dieser Gedanke und die bittere Frage, was wohl das Schicksal seines Kindes nach seinem Tode sein werde, drängte sich auf seine Lippen. Nein, er durfte seine Reise zu den großen Augenärzten nicht verzögern, er mußte den unheimlichen Gefellen Margarit von sich abschütteln, alle seine Geschäfte abwickeln, um so schnell als möglich die Fahrt nach Wien antreten zu können. Der Subpräses hatte ihm erst vor einigen Tagen Wunderdinge von den Operationen der dortigen Augenärzte erzählt und daß viele Blinde das Augenlicht daselbst wieder erlangt haben; warum sollte der Himmel sich nicht auch seines Kindes erbarmen? So stand er da und sann und sann. Er sah die Augen seiner Sanda, so blau und leuchtend wie einstmal, er sah sie neben sich in den Straßen von Bukarest leicht und frei hinschreiten, den schlanken Körper in das schöne schwarze Kleid gehüllt, das er ihr vor einigen Tagen erst aus der Stadt gebracht, er sah, wie die Leute stehen blieben und bewundernd dem Mädchen nachblickten. Wie gut ihr das Kleid stand und wie schön sie das schwarze Hütchen mit der blauen Feder kleidete, das ihr Rachel, die Tochter des jüdischen Getraidehändlers, geschenkt! Wie hatte Rachel, als Sanda all' die städtischen Sachen — das schwarze Kleid, das Hütchen mit der blauen, wallenden Feder und die kleinen Schuhe mit den hohen Stöckeln — zum ersten Male angelegt, die Hände staunend zusammengeschlagen ob der prächtvollen Erscheinung! ... Ein unendliches Gefühl süßer, stolzer Vaterfreude stieg im Herzen des alten Mannes auf. Er wollte seine Tochter sehen, an ihrer Gegenwart sich erquicken. Er eilte hinaus in den Garten. Am Ende desselben stand eine über und über mit Rankengewächsen umspinnene Laube. Darin saß auf einem Lehnstuhle Sanda, das Haupt leicht zur Brust gesenkt, die Augen durch eine schmale schwarze Binde verdeckt. Dieser Mädchenkopf war in der That von einer seltenen Schönheit: das Kinn kindlich weich und rund, der kirchgroße Mund schön geschwungen, das Näschchen fein, mit zarten, leise bebenden Nasenflügeln, die kleine Stirne leicht gewölbt

und das Ganze umrahmt von goldig leuchtendem, üppigem Haupthaar. Die schwarze Binde um die Augen trübte den Gesamteindruck dieser harmonischen Gesichtszüge nicht, und man mußte lange diesen Kopf betrachten, um in demselben jene den Blinden eigenthümliche Spannung herauszufinden.

Auf dem Rasen vor dem Eingange der Laube lag hingestreckt ein bartloser junger Bursche mit schwarzen Augen, die in die blaue Himmelskugel hineinstarrten. Es war die ein entfernter Anverwandter des Mosh Ilie Namens Miron, ein ungefähr zwanzigjähriger Taugenichts, der einen Tag in der Woche arbeitete und die übrige Zeit dem süßen Nichtsthun widmete.

Mosh Ilie hatte sich leise der Laube genähert und machte dem Miron ein Zeichen, seine Anwesenheit nicht zu verrathen. Mosh Ilie stand eine Weile da und blickte mit zärtlichen Blicken auf sein armes schönes Kind. Dann wandte er sich um und kehrte mit leisen Schritten in die Schenke zurück.

Vom Kirchturm her tönten immer noch die Glockenklänge, das Mädchen wiegte nach dem Takte derselben den Kopf hin und her, bis die Tontwellen leise verklungen. Dann fragte sie den Burschen:

„Miron, was bedeuteten diese Glockenklänge?“

„Was weiß ich,“ sagte er, ohne seine Lage zu verändern, „sie geben vielleicht Jemandem das letzte Geleite!“

„Weißt Du nicht, wer gestorben ist, Miron?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte er.

Das Mädchen sann eine Weile nach.

„Was denkst Du wohl, Miron,“ begann sie wieder, „wenn Du Glockenklänge hörst?“

Der Bursche richtete den Kopf ein wenig in die Höhe und schaute verwundert auf das Mädchen. Die Frage kam ihm etwas sonderbar vor. Er dachte einige Zeit nach, als wollte er sich erinnern, welche Gedanken durch seinen Kopf während des Glockengeläutes geflogen waren. Aber sein Sinn schien keinen Erfolg gehabt zu haben, denn er warf den Kopf wieder in's Gras hin und sagte kurz:

„Nichts denk' ich, Sanda, gar nichts!“

Das blinde Mädchen ließ sich durch diese etwas barsche Antwort nicht abschrecken.

„Nichts denkst Du!?“ sagte sie und ein leichtes Lächeln flog um ihren schönen Mund, „und ich habe so viel dabei gedacht. Aber wenn Du todte Menschen siehst, was denkst Du? Hast Du schon todte Menschen gesehen, Miron?“

„Ich habe todte Menschen gesehen,“ versetzte er; „es graut Einem, wenn man sie ansieht, und besonders, wenn man sie in's Grab senkt. Im Sommer geht es übrigens noch an, da ist Alles grün und Blumen blühen auf den Gräbern. Aber im Winter — ich möchte nicht im Winter sterben, ich will überhaupt nicht sterben.“

„Ich aber, Miron,“ sagte sie leise, und es lag dabei ein bitterer Zug um ihre Mundwinkel, „ich möchte so gerne sterben, trotzdem ich noch so jung bin, und es wäre mir Alles eins, ob ich im Winter oder im Sommer sterbe!“

Miron sprang auf, er war ein großgewachsener, hübscher Bursche.

„Warum willst Du denn eigentlich sterben,“ rief er aus, „hat Dich Mosh Ilie nicht so lieb wie sein eigenes Leben, thut er nicht Alles, um Dich glücklich zu machen? Und mich rechnest Du gar nicht mit; Du willst sterben, gut, aber ich, was soll ich dann thun, wenn ich in die Schenke komm' und Dich nicht sehe und Deine Stimme nicht höre?“

Er hatte diese Worte mit einer seltsamen Hast gesprochen und es lag wie Thränen in seiner Stimme. Aber Sanda schien darauf nicht zu hören.

„Miron,“ sagte sie langsam, „ich will Dich was fragen, aber Du mußt mir ehrlich und aufrichtig antworten. Wenn Du Mädchen siehst, hübsche junge Mädchen, mit offenen, schönen Augen, was denkst Du wohl dabei, Miron?“

„Nichts, gar nichts denk' ich!“ versetzte er trozig.

Diese Antwort schien ihr zu behagen.

„Und wenn Du mich siehst, Miron,“ fuhr sie, schallhaft lächelnd, fort, „wenn Du mich in diesen neuen, schönen städtischen Kleidern siehst, was denkst Du wohl, Miron?“

Sie hatte sich bei diesen Worten erhoben und zutraulich die Hand auf die Schulter des Burschen gelegt.

„Wenn ich Dich betrachte,“ sagte er und seine Blicke ruhten bewundernd auf der schlanken Gestalt des Mädchens, „so denke ich eigentlich auch nichts. Aber ich sage mir: Was hat die Sanda für seine kleine Füße, wie weiß sind ihre Hände und ihr Gesicht!“ Nur in der Stadt hab' ich ähnliche Mädchen gesehen und die waren lange nicht so schön wie Du, und ich wundere mich, daß Du gut zu mir bist!“

Eine flammende Röthe übergoß das Gesicht des Mädchens. Sie machte einige Schritte zur Laube hinaus, vor der ein Ahornbaum stand. Sie lehnte das Haupt an seinen Stamm. Ein Strahl der untergehenden Sonne blinkte durch das gelbe Laub des Baumes, umleuchtete ihr weißes Gesicht und funkelte in ihrem goldigen Haar. Von der Ferne her klang das Rauschen einer Mühle, hoch oben in der blauen Himmelskugel schmetterte eine Vögel, ein leichter Wind, der vom Gebirge her strich, bewegte die Bäume und sie raschelten leise und flüsterten dem sinnenden blinden Mädchen seltsame Dinge in's Ohr. Man hatte sie also doch lieb, trotzdem sie blind war, und nicht bloß ihr Vater, auch Andere, so zum Beispiel Miron, der doch alltägliche Gelegenheit hatte, viele Mädchen zu sehen und Vergleiche

zwischen ihnen und ihr anstellen konnte. Und er fand sie hübsch, schön; hübscher, schöner als die Anderen, trotz ihren blinden Augen... Und wenn sie dem Miron so gut gefiel, dann mußte sie wohl auch anderen Männern gefallen und vielleicht auch dem Margarit...

Ein Gefühl tiefster Lebensfreude, wie sie es noch nie empfunden, durchzuckte sie bei diesem Gedanken. Und das Rauschen der Mühle, das Schmettern der Lerche, das Rascheln der Bäume begann in geheimnisvollen Akkorden durch ihre Seele zu fluten und ihr war, als wenn die Töne Gestalt und Farbe annähmen. Sie wurden immer leichter, klarer, bis eine ganze leuchtende Welt vor ihrem innern Auge entstand. Sie sah grüne, still rauschende Wälder, dunkle, himmelanstrebende Berge, glühende Ströme, funkelnde Seen und dazwischen tauchten bekannte Menschen vor ihr auf, schwebten wie Nebelbilder eine Weile und zerfloßen; manchmal flog es wie Sonnengold über das Bild, aber den Himmel, den blauen Himmel suchte sie vergebens, er war wie in tiefe schwarze Nacht gehüllt.

„Miron!“ rief sie plötzlich, wie aus einem Traume erwachend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hexen.

Ein Blatt aus dem neapolitanischen Volksleben

von

H. Frede.

(Nachdruck verboten.)

Was in aller Welt hat denn die Concetta? Seit drei Tagen ist dem achtzehnjährigen Mädchen der Appetit vergangen, die Wangen sind bleich, die Augen hohl und heute sitzt die besorgte Mutter an dem Lager ihrer einzigen Tochter, die heiße Hand des Kindes in ihrer Rechten. Die Mutter, eine arme Wäscherin, wohnhaft in einer dunklen Straße der unfreundlichen Vorstadt St. Giovanni, ist ratlos, sie hat mit den Nachbarinnen die Sache besprochen und schäktern geduldet, man möge einen Arzt rufen, ein Vorschlag, der von allen benachbarten Wäscherinnen, Handwerkerinnen, Näherinnen und so weiter mit Entrüstung abgewiesen ward, denn sämtliche niederen Volksklassen haben zu den Ärzten nicht das mindeste Vertrauen. Statt dessen haben die Gevatterinnen allerlei Getränke gebraut, auch der Allermittelkessel, der gutmüthige Kapuziner Fra Giusio, hat ein Tränklein gebracht, aber Alles ohne Erfolg. Heute nun kommen alle Gevatterinnen wieder, unter ihnen auch die Donna Palomba, welche in der nächsten Straße einen Obstladen besitzt. Willkommen, Helferin in der Noth! Donna Palomba — das weiß ja jedes Kind — ist im Besitz uralter Sprüche, Beschwörungsformeln, Carmi (Nieder) genannt, und diese sollen heute ihre Heilskraft bewahren. Todeschweigen herrscht im Stübchen. Die alte Palomba neigt ihr Haupt zum bleichen Angesicht der Kranken, berührt mit ihrer Zunge die Stirn der Letzteren, nimmt einige Salzkrumen in den Mund, macht allerlei Zeichen und murmelt etwa fünf Minuten hindurch unverständliche Worte. Das Werk ist vollbracht und nun besteht die Alte, das Bett an die entgegengesetzte Wand zu rücken. Geklagt, gethan. Kaum aber hat man das Bett von der Stelle gerückt — da... was ist das? Aller Augen wenden sich auf einen seither vom Schatten des Bettes bedeckten, jetzt frei daliegenden Gegenstand. Die Mutter beugt sich nieder, um genau zu sehen, erfährt diesen Gegenstand und schleudert ihn mit lautem, Mark und Bein durchbohrendem Schrei zu Boden. — „La Strega, la Strega!“ (Die Hexe, die Hexe!), so tönt der Angstschrei, so schreien die Gevatterinnen, so stürmen sie auf die Straße, bald klingt es von einem Ende derselben bis zum andern: „La Strega, la Strega!“ und schnell sind einige Hundert Personen in der Nähe des Schredensortes versammelt. Was ist geschehen? Was hat man entdeckt? Dort liegt ein Etwas, welches einer kleinen Puppe ähnlich sieht, letztere ist gebildet aus einem Stück rohen Fleisches, umgeben von einem Kleidchen, jenes Fleisch aber, der Menschengestalt roh nachgeformt, steckt voll von Nadeln und Nägeln. Jedes Kind weiß, wie dieß mysteriöse Etwas entstanden ist und was es zu bedeuten hat. Eine Strega hat es auf dem Leder einer Schellentrommel geformt, eine Strega hat jene Nägel und Nadeln unter grauenhaften Verwünschungen hineingestochen und dann dieß infernalische Zauber-mittel gelegentlich unter jenes Bett gelegt. Dieß Alles hat die „Hexe“ im Auftrag eines Feindes oder einer Feindin der Concetta gethan, um Letzterer Krankheit und Tod zu bringen. Es ist allbekannt, daß zur Zeit eines Tiberius, eines Nero in Rom wilder Aberglaube herrschte, welcher damals jene Verwünschungen und Verzauberungen eingab, durch die man sich seiner Feinde zu entledigen suchte, und der Keler könnte meinen, daß wir vorstehend eine Begebenheit aus jener finsternen Periode berichteten. Solchen verächtlichen Irrthum berichtigend, bemerken wir, daß obiges Factum dem Monat Oktober 1884 angehört und daß von Zeit zu Zeit immer wieder ähnliche Facta an die Oeffentlichkeit gelangen.

Also Hexen, wirkliche, lebendige Hexen? Um die Fragen des Lesers in Hinsicht dieser mysteriösen Wesen zu beantworten, dürfen wir nicht an die sogenannten „Strigen“ des antiken Aberglaubens erinnern. Letztere wurden gedacht als garstige Krallendögel, als widerwärtige Blutsauger, mit denen die heutige Strega nur den Namen gemein hat. Ebenso wenig dürfen wir zum Vergleich die Hexen des Macbeth heranziehen, denn diese Zauberhexen, gleichen nicht Bewohnern dieser Erde, sie schweben durch Dunst- und Nebelhöhen, wie unsere Blodsberghezen, wie diejenigen, welche sich einst unter jenem berühmten Ruchbaum bei Venedig, auf Ziegenböden reitend, zu versammeln pflegten. Unsere Strega entspricht nicht jenem phantastischen Riesenweib, welches, wie die Legende erzählt, einem Drusus an der Eibe oder einem Attila am Lech entgegentrat, ebensowenig gleicht sie den Walen und Nornen germanischer Vorzeit. In seinem allbekannten Roman: „Die letzten Tage Pompeji“ schildert Bulwer — allzu phantastisch — eine am Vesuv wohnende Hexe, welche mit ihrem Zaubertrank der Liebe und dem Hass ihrer Kunden dient. An diese Strega möchten wir erinnern und dabei das Sprüchlein der Macbeth'schen Unheilshexen citiren:

„Mächtiger Zaubrer wärst die Bräute,
Höllebrei im Kessel glüht.“

Wenige Jahre sind verflossen, da gewahrte Verfasser bei einem Gang durch die Hafenstraße Neapels, in der Nähe jener Uferstraße, wo Fischer und Fischerweiber ihr Wesen treiben, einen wild erregten, rasch schwellenden Menschenhaufen. Plötzlich ertönte der Ruf: „Nieder mit der Hexe! Tödtet die Hexe!“ Der Haufe geriet in Bewegung und ich sah ein altes Weib mit aufgelöstem Haar, in zerlumpter Kleidung, von dannen eilen, verfolgt von der brüllenden Meute niedern Volkes. Es wäre sicherlich ermordet worden, hätte nicht schnell die Straßenpolizei sich seiner angenommen. Was war geschehen? Fischer hatten dieß Weib ertappt, als sie eine mit Nadeln gespickte Citrone in's Wasser warf, ein Zaubermittel zur Schädigung des Fischfanges! Der Feind eines Fischers hatte sie für Geld gedungen. Jenes alte Weib war eine wirkliche, leidhaftige Strega, das heißt eine von den Vielen, welche die Hexerei als Gewerbe betreiben. Wer einmal ein solches grauhäutiges Weib gesehen und dann sich mit dem Menschengewimmel der altstädtischen Volksquartiere bekannt macht, könnte meinen, daß es dort Hunderte und Tausende von Hexen gibt, weil solche abschreckenden Gestalten ihm so häufig zu Gesicht kommen. Wer das in den niederen Volksklassen Neapels herrschende Gerede kennt, weiß sich diese Erscheinung zu erklären. Vor alten, häßlichen Weibern aber empfindet hier Jedermann eine geheime Scheu und weicht ihnen aus.

Volkstümlicher Aberglaube findet sich in allen Ländern Europas, aber hier im Süden, wo im „dunklen Laub die Goldorangen glüh'n“, tritt er uns als eine Riesengestalt entgegen, im Vergleich mit welcher der Aberglaube zum Beispiel in Norddeutschland als Zwerg erscheint. Was aber speziell die niederen Volksklassen Neapels anbetrifft, so muß Verfasser auf Grund seiner langen und gründlichen Beobachtung die Behauptung aussprechen, daß sich hier der griechische und römische, der orientalische und mittelalterliche Aberglaube ein Stelldichein gegeben, wie sicherlich an keinem andern Orte auf Erden. Das hiesige Hexenwesen ist am besten geeignet, eine Vorstellung von der Art und Ausdehnung hiesigen Aberglaubens sich zu verschaffen.

Die hiesige Sprache bildet von dem Worte Strega das Wort Stregone und zeigt damit an, daß es nicht nur weibliche, sondern auch männliche Hexen gibt. In beiden Klassen gibt es sogar solche, welche unfreiwillig Andere bezaubern, also Hexen und Zauberer wider Willen. Bis in's graue, orientalische Alterthum hinein verliert sich der Glaube an den bösen Blick und seinen dämonisch schädigenden Einfluß, ein Wahn, welcher das gesammte griechisch-römische Alterthum beherrschte und in ungeschwächter Kraft heutzutage im ganzen Süden Italiens eine tyrannische Herrschaft ausübt, die sich auf alle Stände erstreckt. Das hiesige Volk hat oft keinen Herrn gewechselt, jener Tyrann aber ist geblieben, man steht in dieser Hinsicht ungefähr auf demselben Punkt, wie zur Zeit des Alterthums. Die Bezauberung durch den bösen Blick nennt man hier Tettatura, das heißt Werfen, denn der dämonische Einfluß wirkt sich schädigend auf eine Person, auf ein Thier, eine Sache und schafft großes und kleines Unheil allerlei Art. Wer aber diesen heillosen Einfluß ausübt, kann ebensowenig dafür, als zum Beispiel eine Schlange, welche ihrer Natur nach giftig ist. Man muß sich eben vor einem solchen „Werfer“ zu hüten suchen. Im vorigen Jahre entstand bei einer Schwurgerichtssitzung unter dem Publikum wilder Lärm, weil sich auch ein bekannter Werfer eingefunden hatte. Der Unglückliche wurde gewalttham entfernt, denn durch seinen bösen Blick hätte er die Verhandlungen und das Urtheil auf verkehrte Bahnen gebracht. Zum Schutz gegen den bösen Blick sind kleine und große, Reiche und Arme mit magisch wirkenden, schon im Alterthum benutzten Mitteln versehen, zum Beispiel mit kleinen Hörnchen aus Knochen oder Korallen, ebenso weiß jedes Kind, daß das Ausstrecken zweier Finger als magisches Gegenmittel dient. Aehnliche Mittel befinden sich an den Häusern, an Stubenthüren (Quersien), in den Zimmern, sowie an schön-gestalteten Thieren, also namentlich an Pferden edler Zucht, die in Neapel so zahlreich sind, daß zum Beispiel Goethe erst hier, wie er schreibt, die Kasse schätzen lernte. Eine Legion von Dingen gibt es auch im Pflanzenreich, welche einen magischen Schutz gegen böse Geister, sowie gegen Schädigung durch Blitz und so weiter gewähren. Auf dem Lande bei einem armen Bauern fand Verfasser eine Pfeilspitze aus der Steinzeit, bei einem andern einen Stein mit runenhaften Strichen, deren Besitzer diesen Dingen einen magischen Schutz gegen den Blitz zutraute.

Zahllos wie der Sand am Meer waren zur römischen Kaiserzeit diejenigen, welche in irgend einer Weise die magische Kunst ausübten, Zauberer, Sternendeuter, Weissager, mit dem Glorien-schein eines überirdischen Bestandes versehen, in den Palästen der Kaiser hochgeehrt, als Winkelszauberer den Armen den letzten Groschen ablodend, bisweilen verbannt, aber stets wieder sich einschleichend, am meisten vom Aberglauben der Weiber unterstützt. Und heutzutage? Heran, ihr Biedermänner, Nachkommen jener Hexenmeister, Magier, Zauberer, heruntergekommen Schüler des großen Magiers Cagliostro, aufmarschirt, ihr Ehrenmänner, heraus aus euren Winkeln und Nestern! — Da kommen sie, eine zum Erschrecken große Zahl. Alle vom Aberglauben des armen Volkes genährt, Betrüger und Selbstbetrogene. Das städtische Regiment theilt sich in Bataillone. Dort stehen zunächst die Kabbalisten, welche, nach fester Ueberzeugung des hiesigen Volkes, Inspiration aus der unsichtbaren Welt empfangen und welche sich einer philosophisch-mathematischen Geheimkunst rühmen, vermöge deren sie im Stande sein wollen, glückbringende Lottonummern zu berechnen. Was dem Tiberius ein Thrasylus, was dem Wallenstein ein Semi war, das ist in Neapel für Tausende und Abertausende — darunter die hohen und höchsten Stände — der Kabbalist, dessen Kunst eine futuristische Literatur in Umlauf setzt. Diese Kunst aber dient nicht einem Stande, sie dient allen Ständen. Drüben erblicken wir eine andere Schaar, genannt die „Beigelandenen“, das heißt solche, denen Geister zu Hülfe kommen, ohne daß sie nöthig hätten, sich im Schweiße ihres Angesichts mit dem Mysterium der „Philosophie“ zu befassen. Diese Hexenmeister dienen, wie die obigen, der Gewinnucht, nennen Zahlen und genießen natürlich verschiedenes Ansehen, ganz ebenso, wie wir es bei den Goldmachern früherer Jahrhunderte finden. Während nun die Menge solcher Biedermänner ganz allein zu Ruß und Brömmen der leidenden Mitmenschen arbeitet, ist ihre Stellung zahlreichen Gefahren ausgesetzt. Jeder denkt an den Arm der Polizei, wohl gar an Galgen und Scheiterhaufen? Keine Furcht! Hier im Süden hat man niemals Hexenprozesse gekannt, niemals Hexen gefoltert oder gar verurtheilt. Leben und leben lassen! „Es muß auch solche Ränze geben.“ — Jene Biedermänner sind allein von Seiten Derer bedroht, welche ihnen dankbar sein sollten. Auf einer Straße Neapels ward im

Mai 1883 ein berühmter Beigelandener schwer verwundet aufgefunden, dem einer seiner vielen Klienten mit dem Dolch zugefetzt hatte, weil die gefagten Nummern nicht glücklich gewesen. Im Januar 1885 verschwand bei Venedig ein Eremit, den die gesammte Umgebung für einen Hexenmeister hielt. Bauern hatten den Unglücklichen entführt und durch schwere Mißhandlung zu zwingen gesucht, ihnen Nummern zu sagen. Aehnliche Facta könnten wir in Menge berichten.

Unsere Hexenmeister haben die Revue passiert, die letzte Abtheilung unseres Regiments tritt jetzt vor, das Bataillon der Amazonen, — kurz gesagt, der Hexen. „Nun, ihr geheimen Nacht-unholde, was macht ihr da?“ Wir betrachten den uns produzierten Zauberfessel etwas näher und erhalten bereitwillige Belehrung über Liebestränke, welche in demselben unter Anwendung des Zauber-segens gebraut werden:

„Sparr am Wert nicht Fleiß und Mühe,
Feuer alüht, Kessel sprüht!“

Eine Hauptingredienz des Liebestranks besteht aus einer zu Pulver verbrannten Haarlocke. Wir erfahren aber auch von anderen Zauber-mitteln, bei denen Hundezähne, Menschenknochen, Hühnerblut (Rotabene Hund und Henne müssen schwarz sein) eine wichtige Rolle spielen. Von hoher Bedeutung ist die Bindelkunst unserer Hexen, die oft genug von Ehefrauen in Anspruch genommen wird, welche sich die Treue ihrer abwesenden Männer sichern wollen. Da wird ein Knoten unter Zauberprüchen gebunden, der fester hält, als jener gordische, den selbst ein Alexander nicht lösen konnte. Ebenso erhalten wir einen Einblick in die Anzahl von Zauberprüchen, welche Heiliges und Profanes vermengen und für böse und gute Zwecke dienen. Verfasser hat keiner Karitäten-sammlung eine Sammlung derselben einverleibt. So weit die Hexen und die Hexenküche.

Und Concetta? Sie dankt für gütige Nachfrage und meldet, daß sie sich im besten Wohlbefinden befindet.

Sastrada's Ring.

Nicht von Sastrada's, seiner Gattin Leiche
Wich Kaiser Karl, er kniet' und sah
An ihrem Sarg und küßte stets die Leiche
In seines Schmerzes Uebermaß.

Vergeblich mahnten ihn die Kronvasallen,
Umsonst rief ihn Carpin in's Ohr:
„Beng' dich vor Gott, er schaltet nach Gefallen!“
Der Kaiser blickte nicht empor.

Da sah'n sie, daß ein Zauber ihn umfange,
Der eingeschlossen lag im Ring
Mit dem Smaragdblick, der in gold'ner Spange
Den Finger ihrer Hand umfing.

Wenn von den Fackeln ihn und ihre Jüge
Wie Bligstrahl oft ein Leuchten traf,
Dann schien ihr Mund in schöner Lebenslüge
Zu lächeln aus dem Todeschlaf.

Der Bischof aber trat an's Bett der Todten
Und nahm den Ring ihr heimlich ab.
Auf! rief der Kaiser jetzt, „kommt, Trauerboten,
Bringt meiner Gattin Leib zu Grab!“

Er wandte sich von ihr und gab den Sorgen
Um seine Reiche wieder Raum;
Doch eines Tags, es war schon nach dem Morgen,
Umfieng ihn mild ein süßer Traum:

Ihm war, als hab' er wieder sie gefunden,
Und all' die zaubertrunk'ne Lust,
Die an den holden Leib ihn einst gebunden,
Erwachte neu in seiner Brust.

Er sprang vom Lager, irrte von den Zinnen
Aus seinem Schlosse fort, und kam
An einen See, der plötzlich all' sein Sinnen,
All' seinen Schmerz gefangen nahm.

Bald sah er tagelang und lange Nächte
An diesem stillen See, und sah,
Ob keine Welle die Verlor'ne brächte;
Sie schien ihm hier so nah, so nah! —

Denn von Turpin geschleudert, lag versunken
Sastrada's Ring im Wellengrund,
Und aus der Tiefe schossen wilde Funken,
Noch zwang der alte Liebesbund.

Es winkt, es lockt, die Berge ringsum dehnen
Sich nach der Flut, als würde wach
Im Unbesetzten selbst ein stürmisch Sehnen,
Doch ihm entringt sich Ach um Ach.

Da sieh', wer kommt? Es naht sich Chenderade,
Sein holdes Kind, dem See, sie bricht
Der Wasserrosen eine vom Geseide,
Die silbern glänzt im Mondenlicht.

Da war's, als rausch' und kling' es durch die Wellen,
Als tön' ein ferner Esfendor,
Und wie die Wogen hoch und höher schwellen,
Tancht aus dem Grund der Ring empor.

An Chenderada's Finger scheint sich klingend
Der Reif zu biegen; sie erbebt;
Da ruft, mit beiden Armen sie umschlingend,
Der Kaiser Karl: „Sie lebt, sie lebt!“

„Sie lebt in die in ihrem Ebenbilde!
Versink' der Ring hinab in Nacht —
In deinem Blick, o Kind, lebt ihre Milde,
Du brachst des Jammers dunkle Nacht.“

Aus: „Ereides“. Neue Gedichte von Hermann Kring.
Wien und Leipzig, Karl Prochaska.



Eine Genueserin.

Eine Genueserin.

Für den Deutschen, der über Mailand nach Genua kommt, wird diese Stadt stets überaus interessant sein, denn sie ist so spezifisch italienisch wie möglich. Mailand hat Ähnlichkeit mit Paris, Wien, Berlin, das ist eine glänzende Großstadt von internationalem Charakter. Genua jedoch unterscheidet sich von den Städten jenseits der Alpen höchst bedeutend. Es ist eine echt italienische Hafenstadt mit großartigem, südlich buntfarbigem Verkehr und mittelalterlich stolzer Physiognomie in seinen alten Quartieren, die den Mittelpunkt des mächtigen Handelslebens hier bilden. Wie Genuas Physiognomie originell ist, so tritt uns auch die Be-

völkerung eigenartig entgegen. Die Männer sind kleiner, brauner und weniger elegant als die Mailänder; man erblickt sehr viele volkstümliche Gestalten mit malerisch umgeschlagenen Mänteln und dann die Hafenbevölkerung in ihrer Schiffer- und Arbeitertracht — alle sehr dunkeläugig und von scharfen, sprechenden Zügen. Einen überraschenden Eindruck machen die Frauen; sie sind eigentlich nicht schön, was Regelmäßigkeit des Gesichts anbetrifft, die Nase ist meist etwas breit und dick, die Stirn nicht gewölbt und der Mund zeigt starke Lippen, dazu die braune Farbe und ein nicht großer Wuchs. Wenn man von Mailand kommt — mit seinen edlen Lombardengestalten — ist man im ersten Augenblick enttäuscht. Bald jedoch steigt die Waagschale für die Genueserin wieder. Das

dunkle Auge zeigt große Intelligenz und Feuer, der Gesamtausdruck der Züge ist lieblich, der Mund macht den Eindruck geistreicher Beredsamkeit, auch wenn die Lippen schweigen. Dazu kommt noch der lange weiße Schleier, den die echte Genueserin statt des französischen Hutes um das schwarze Haar windet. Man muß sich gestehen, daß die Frauen Genuas interessant sind, Rasse in ihrer ganzen Art und Weise haben, Klugheit und Entschiedenheit in ihrem Auftreten zeigen, so daß wir sie den formensönen Lombardinnen oft gleichzustellen geneigt sind. Unsere Illustration führt uns eine genuesische Schönheit vor, die alle Eigentümlichkeiten jener Rasse Schönheit zum Ausdruck bringt.



1. Hausandacht. — 2. Jakobe in Sonntagskost. — 3. Kinderbraut. — 4. Kirchgang. — 5. u. 6. Sonntagnachmittag der Alten. — 7. Ein Sonntagskind. — 8. Besuch aus der Stadt.
Sonntagsidylle aus einem schwäbischen Dorfe. Originalzeichnung von W. Grögler. (E. 571.)

Die „narrische Exzellenz“.

Novellette

von

Hugo Klein.

(Schluß.)

Herr von Algen fand, daß er Gundling vorläufig keinen Trost zu bieten hatte, und vermied es, ihm unnütze Vorstellungen über seine ungeordnete Lebensweise zu machen. Der Hofnarr war ihm dankbar dafür und schenkte ihm mehr als je sein volles Vertrauen. Algen wollte einen ganz andern Trumpf auspielen, und die diplomatische Sendung, die ihn nach Potsdam geführt, sollte dem Schwager zum Heile gereichen. Was war im Zuge? Gerade am Tage der Beichte Gundling's war für Algen ein außerordentlicher Kurier aus Dresden eingetroffen, der ihm ein zartduftendes Schreiben überbrachte. Die Abfassung der Antwort auf dasselbe erforderte drei Stunden, und als der lange Brief beendet war, mußte der Kurier noch am Abend aufbrechen, um ihn seiner Bestimmung zuzuführen.

Einige Tage später erhielt Gundling, als er bei der Abendgesellschaft des Königs erschien, eine Nachricht, welche ihn tief erschütterte. Der Historiker Larrey, so hieß es, war mit seiner Tochter, der berühmten Schönheit, in Berlin eingetroffen und sollte nächstens auch bei Hofe in Potsdam erscheinen. Und Tags darauf waren sie da und wurden zur Vorstellung im Schlosse erwartet. Die Nachricht brachte den verbüßten Hofnarren ganz und gar aus dem Gleichgewicht. Wozu war Jeanne nach Potsdam gekommen? Wozu wollte sie nochmals in dem Glanze ihrer Schönheit vor ihm erscheinen? War es ein Zufall, der sie mit ihm wieder zusammenführen wollte, lag der Reise eine Absicht zu Grunde? Hatte sie das Herz, sich an seinem Elende zu weiden? Wollte sie ihm vielleicht ihr Glück an der Seite eines stolzen Gatten oder Bräutigams zeigen? O, sie hätte eine Begegnung unter den Verhältnissen, in welchen er lebte, vermeiden müssen. . . Das Herz Gundling's blutete, indem er alle die Fragen erörterte, welche das Wiedererscheinen der Geliebten in seiner Nähe aufwarf. Neue Verbitterung erfüllte ihn, und so stark auch sein Verlangen war, die schöne Jeanne wiederzusehen, so beschloß er doch heroisch, hierauf zu verzichten. Er traf seine Vorkehrungen, um sich gegen jede Schwäche zu wappnen. Und am Tage der Vorstellung Jeanne's bei Hofe trank er sich einen so gewaltigen Rausch an, daß ihn seine Diener zu Bette bringen mußten — er brauchte achtzehn Stunden, um ihn auszuschlafen.

Als er wieder nüchtern geworden war, erschien Herr von Algen bei ihm. Wie gerne hätte Gundling an ihn eine Frage gerichtet! Er hielt aber damit zurück, und Algen schien nicht gelaunt, aus eigenem Antriebe irgend eine Mittheilung zu machen, wie sie Gundling vielleicht erwartete. „Du mußt mich heute irgendwohin begleiten, Paul, wo ich nicht allein erscheinen will,“ sagte er kurz. „Aber nicht in Deinem Kostüm da, sondern in dem schwarzen Gewande, das ich für Dich bestellt habe.“

Die Kleider lagen bereit. Gundling stellte keine nähere Frage, da ihm gewöhnlich Alles gleichgültig war, was mit ihm geschah, und er auch diesmal kein besonderes Interesse an der Sache nahm. Er folgte in Allem willig dem Schwager, der mit ihm in das holländische Revier fuhr. Dort hielt der Wagen vor einem großen, mauerumschlossenen Garten, in dem ein landhausartiges Gebäude stand.

Sie durchschritten den Garten und wurden von einem Diener in einen prächtig ausgestatteten Empfangssaal geleitet. Sie warteten kaum einige Minuten, so vernahm man das Rauschen eines seidnen Frauenkleides und vor Gundling erschien die Gestalt seiner Träume, Jeanne, die schöner und majestätischer war als je.

Eine dunkle Wolke legte sich vor die Augen des Hofnarren. Die Erscheinung kam so unerwartet, daß er seine ganze Fassung verlor. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt und es schien ihm unmöglich, ein Wort hervorzubringen. Stumm bedeckte er nur die kleine Hand, die ihm mit freundslichem Gruße entgegen gestreckt wurde, mit seinen Thränen und Küssen.

„Freut Ihr Euch wirklich, mich wiederzusehen, lieber Professor?“

Er nickte, immer schweigend, mit dem Haupte.

„Ihr freut Euch so sehr, daß Ihr kein Wort des Willkommens für mich findet!“ klang es schelmisch von dem schönen Munde.

„Wie schön seid Ihr doch, Fräulein! Ich betrachte Euch nur und mir ist, als wären wir wieder in Halle, wo ich Euch bewundern durfte, so viel ich wollte.“

„Ei, Professor, Ihr seid am Hofe ein Schmeichler geworden. Gleichviel! Wir wollen plaudern, als wären wir noch in Halle. Ich habe seither weite Reisen gemacht und kann Euch viel erzählen, was von Interesse ist. Doch vor Allem habt Ihr das Wort. Ihr sollt mir künden, wie sich Euer Schicksal gestaltet, wie Ihr die Jahre verbracht, da wir uns nicht gesehen und auch — zürnt Ihr noch? — wie Ihr es zu Stande gebracht habt, mich zu vergessen.“

Die halb ernst, halb scherzhaft gesprochenen Worte brachten Gundling plötzlich wieder zum Bewußtsein seiner Lage. Wie hilflos wandte er sich nach Algen um, derselbe war aber verschwunden.

„Wo ist mein Schwager?“ fragte Gundling.

„Er wird meinen Vater aufgesucht haben, mit dem er Geschäfte hat,“ erwiderte sie.

„Ah! Er glaubte plötzlich klar zu sehen! Hatte ihm Algen eine Falle gestellt? Hatte er ihn nicht hieher geführt, damit ihm die Schöne eine Moralpredigt halte? O, wie thöricht und beschränkt schien ihm nun dieser Mann und wie bereute er, ihn in's Vertrauen gezogen zu haben! Zu glauben, daß dieses Mädchen hier die geeignetste Person war, ihm in's Gewissen zu reden — dieses Mädchen, das dazu in Wahrheit das ungeeignetste Wesen in der Welt war! Nun — wenn ein Sermon gehalten werden sollte, so sollte auch diese Stolge von ihm einen hören! Sein Antlitz verfinsterte sich und er zog die Brauen drohend zusammen — dieser Mensch, der sich von Allen willig demüthigen ließ, war von der übertriebenen Empfindlichkeit gegenüber dem spröden Mädchen, das er liebte. Der Zauber, den Jeanne bei ihrem Erscheinen auf ihn ausgeübt hatte, war gewichen.“

Sie bemerkte die Veränderung, die mit ihm vorging, und erröthete, daß sie zu früh ein peinliches Thema berührt hatte. Sie wollte wieder eintreten.

„Mein Vater wird später erscheinen,“ sagte sie. „Er freut sich sehr, Euch wiederzusehen zu können, und gedenkt immer dankbar der Dienste, die Ihr uns einst erwiesen habt.“

Er schien aber diese Worte zu überhören und war ganz mit den ersten Fragen beschäftigt, die sie an ihn gestellt hatte.

„Wie ich Euch vergessen habe?“ fragte er mit rauher Stimme. „O, es ist mir herrlich ergangen in der Welt. Ich bin der Hofnarr des Königs geworden.“

Sie erblickte und zitterte, nicht über den Inhalt seiner Worte, denn sie mochte seine Schicksale kennen, sondern über den Ton, in dem er sprach.

„Und das ist noch nicht Alles, was ich erreicht habe, Fräulein von Larrey. Ihr sollt mehr erfahren, da Ihr Euch dafür interessiert: ich bin ein Saufbold geworden, der nur froh gestimmt wird, wenn die Flasche in Sicht kommt, ein Mensch, der sich im Schlamm wälzt. Wendet Euch mit Abscheu und Verachtung von mir ab, wie es sich gebührt — ich bin ein gemeines und verdammenswerthes Geschöpf, unwürdig, in Eurer stolzen Nähe zu weilen.“

„Gundling!“ rief sie in flehendem Tone.

Ein heiseres Lachen entrang sich seiner Kehle.

Nun freut Euch, Fräulein, Eures Wertes — denn es ist Euer Wert! O, ich mag tief gesunken sein, aber Ihr, Ihr allein, Fräulein von Larrey, tragt die Schuld daran. Um Euch zu vergessen, ergab ich mich dem Trunke, und ein berauschter Mann wird leicht zum Gespötte der Menge. Das kann vielleicht eine Rechtfertigung für mich sein, der ich in der Schande lebe und mich meiner Schande schäme. . . aber welche könnt Ihr vorbringen, Ihr, schönes Fräulein, einen Menschen elend gemacht zu haben, der Euch abgöttisch liebte, ein Leben zertrümmert zu haben, das nicht bestimmt war, in der Gasse zu enden?! O, ich weiß wohl, die Rose ist unschuldig daran, wenn sich ein Schmetterling an ihrem Dufte berauscht, der Stern kann nichts dafür, wenn sein Glanz irdische Augen blendet. Es ist auch nicht Eure Schuld, daß mein Herz für Eure Schönheit erglühte. Daß Ihr mich aber wieder geliebt und trotzdem mit harter Hand von Euch gestoßen habt, unbekümmert um mein Loos und meine Pein — das ist Eure Schuld! Wendet Euch nicht ab, ich weiß es, Ihr habt mich geliebt, — so heiß und stürmisch, daß es selbst Eure kühle Selbstbeherrschung zum Wanken brachte — Ihr habt mich geliebt, leugnet es nicht — ich habe das Pochen Eures Herzens an meinem Arm gefühlt! Ihr habt mich geliebt und doch kaltherzig von Euch gemieden, und ich bin so tief gesunken, daß ich niemals mehr zu Euch emporblicken kann. Ueberrascht Euch die Wirkung Eurer That? Könnt Ihr Euch derselben freuen? Ihr habt einmal die Stimme des Herzens zum Schweigen gebracht, werdet Ihr aber auch die Stimme des Gewissens zum Schweigen bringen können, die Euch ewig meinen Namen zurufen wird?! . . . Darauf gebt mir Antwort, Fräulein von Larrey!“

Aller Groll und alle Verbitterung, die sich seit Jahren in seinem Herzen angesammelt hatten, strömten nun übermächtig in diesen hastig hervorgestoßenen, leidenschaftlichen Worten aus. Sie mußten sich einmal Luft machen und vor dieses Mädchen hintreten, das so verhängnisvoll in sein Schicksal eingegriffen hatte. Bleich und bebend saß sie da, während er sprach — Alles mochte sie erwartet haben, nur nicht diese heftigen, rücksichtslosen Vorwürfe und Anklagen, die schwer auf ihrer Seele lasten mochten, auch wenn er sie nicht in Worte gefaßt hätte. Und nun, da er geendet, bedeckte sie mit den weißen Händen das Gesicht, ein leidenschaftliches Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper und Ströme von Thränen flossen zwischen den zarten Fingern die kleine Hand den runden, zierlichen Arm herab.

Bei diesem heftigen Ausbruche eines lange zurückgehaltenen Gefühls zerbrach aller Groll Gundling's wie der Reif in der Morgensonne. Ihre Thränen sagten, daß sie ihn noch liebte — und wie es auch darum bestellt war, so stark war er noch nicht diesem Weibe gegenüber, um es weinen sehen zu können. Alles, was geschehen, Alles, was sie an ihm gesündigt hatte, war im Augenblicke vergessen, — und da lag er wieder vor ihren Knien und bedeckte ihre Hand von Neuem mit seinen Küssen.

„Verzeiht — verzeiht mir, Jeanne!“ flüsterte er mit bebenden Lippen. „Ich bin so elend, daß ich nicht mehr weiß, was ich spreche, so schuldig, daß ich meine Schuld nicht mehr allein tragen kann und sie auf Jeden abwälzen

möchte, der mir in den Weg kommt. Jeanne, Jeanne, o sagt, könnt Ihr mir je verzeihen?!“

„Ich Euch verzeihen?“ sagte Jeanne sanft unter Thränen, indem sie sich zu ihm niederbeugte und ihre Hände zärtlich auf seine Schultern legte. „Ich habe ja alle Eure Verwürfe verdient, und Eure Worte waren meine gerechte Strafe. Glaubt mir, ich habe meinen Hochmuth bitter gebüßt — denn es ging mir nicht besser mit Euch, als Euch mit mir: ich konnte nicht vergessen. Nun aber komme ich, um Alles gut zu machen. Ich habe Euch verschmäht, als Ihr einst gekreuzt habt. Verdet Ihr mit Gleichem vergelten, wenn ich für mich werbe? Nur darum kam ich her: ich will Euer Weib werden, Gundling. . .“

Er blickte auf und ein Strahl des Glückes leuchtete aus seinen Augen. Dann aber schüttelte er ablehnend das Haupt.

„Es ist zu spät, Jeanne,“ sagte er, ihre Hand zärtlich drückend. „Ich kann Euch nicht an mein elendes Dasein ketten, gerade weil ich Euch unsagbar liebe. Ihr verdient alles Glück und allen Glanz der Erde — Ihr sollt die Frau des stolzen Baronet werden, nicht die des verachteten Hofnarren!“

„Mit dem Baronet ist es aus,“ erwiderte sie lächelnd.

„Er folgte mir bis vor Kurzem auf allen meinen Wegen, sogar nach Spanien, das ich mit meinem Vater bereiste. Nie hätte ich das Glück an seiner Seite gefunden, das mich anderwärts lockte — was ich einst als ein ehrgeiziges Ziel angesehen, die Gattin Helmers' zu werden, erschien mir seit Langem schon wie ein Martyrium, zu dem ich mich nicht entschließen konnte. Da geschah es eines Tages, daß ich es für immer preisgab — der Baronet erzählte mir nämlich von dem gelehrten Hofnarren, in dem der König von Preußen die Wissenschaft verspotte — ich erfuhr von Euren Schicksalen, die mir bis dahin unbekannt gewesen waren; alle die zärtlichen Gefühle, die für Euch in meinem Herzen lebten und welche ich vergebens niederzudrücken suchte, erwachten von Neuem — der Spott des Baronets wurde durch ein Wort entwaffnet, durch das Wort: „Ei, ich bin die Braut dieses verachteten Professors Gundling“. . . Ich leg — aber ich hoffte, daß Ihr mich nicht Lügen strafen würdet. . . Könntet Ihr das wirklich?“

„O, glaubt mir, es ist zu spät!“ rief Gundling schmerzhaft. „Ihr wißt nicht, was Ihr wollt, wie verachtet mein Dasein ist!“

„Werst es von Euch!“ rief Jeanne mit blühenden Augen. „Verlaßt diesen Hof, wo für Euch keine Ehre blüht! Kommt mit mir in ein anderes Land, ein neues Leben zu beginnen!“

„Es geht nicht, es geht nicht, Jeanne! Der Hof läßt nicht seinen Lustigmacher ziehen, er braucht ihn zu seiner Kurzeit! Einmal entfloß ich ihnen schon, kam aber nur bis Breslau, wo mich die Gendarmen des Königs erreichten. Man bot mir die Erhöhung meiner Bezüge um tausend Thaler, wenn ich freiwillig zurückkehren wollte, eine Tracht Prügel und die zwangsweise Rückbeförderung, wenn ich nicht gutwillig folgen sollte. Man zeigte mir den Befehl — blieb da eine Wahl?“

„Nun wohl!“ rief Jeanne, indem sie sich lebhaft vom Sitze erhob und stolz auftrat. „So will ich die Frau des Hofnarren sein und mit ihm sein Elend tragen, damit es ihm leichter sei! Und wenn sie Dich schmähend und verspottend, Paul, wenn sie Dich mit faulen Aepfeln bewerfen, so wird es immer noch ein Herz geben, das Dich liebt und schätzt und hätschelt, so wird Dein Weib da sein, um Dir mit zärtlicher Hand die Stirne zu glätten, um allen Gram mit seiner Liebe zu zerstreuen, um alle Bitterkeit von Deinem Munde zu küssen! Hier meine Hand, Paul, ich werde Deine Frau und kette mein Schicksal an das Deine, wie es sich auch gestalten möge! Du darfst mich nicht von Dir stoßen, wenn ich Dir sage, daß ich ohne Dich nicht leben kann, ohne Dich den Frieden nicht finde! Ich liebe Dich und will nicht von Dir lassen, welches Loos mir auch an Deiner Seite werde!“

O, wie hinreißend schön war sie in ihrer Ertause, mit den glühenden Wangen und blühenden Augen!

Ein Jubelschrei entrang sich seiner Brust.

„Jeanne!“

„O Paul!“

Sie lag in seinen Armen, die sie fest umflammt hielten, und in einem langen, glühenden Kusse vereinigten sich ihre Lippen.

Dann kniete er vor ihr nieder und beneckte ihre Hände mit seinen Thränen. „Du bist ein Engel,“ flüsterte er, „und ich werde Dich anbeten, so lange ich atme!“

„Und Du sollst nicht im Banne der Verachtung leben, Du vielgeliebter Mann, ich will es nicht — ich, Dein Weib, will Dich befreien!“

„Befreien, befreien, ja — nun wünscht, nun verlangt es jede Faser in mir, da Du mein Loos theilen sollst, Du, die Krone der Frauen! Befreien, ja — aber wie wird es sich erfüllen, was mein Herz ersehnt?! So märchenhaft wie mein Glück könnte auch nur diese Befreiung sein. Wie willst Du mir diese bieten, mein süßes Lieb?!“

„Wir wollen darüber nachsinnen — vielleicht finden wir doch die Mittel dazu. Ich habe auch schon einen ganzen Plan fertig, willst Du ihn hören, soll ich ihn Dir sagen?“

Sie blickte um sich, als fürchte sie, belauscht zu werden, schmiegte sich ganz nahe an ihn und entwickelte ihm flüsternd und mit gedämpfter Stimme ihren Plan. Und sein Ohr berauschte sich an dem zärtlichen Ton ihrer Worte, wie seine Seele an dem Gedanken der Freiheit, und sein Antlitz

hellte sich auf, während sie sprach, und sein Auge leuchtete wieder wie einst in seinem Jugendmuth, während er den Arm liebevoll um die schöne, schlankte Gestalt geschlungen hielt.

„O Jeanne,“ sagte er, „es ist mir, als wäre es ein Traum... Du Zauberin bringst mir noch den Himmel auf die Erde!“

Nach einigen Tagen verbreitete sich am Hofe die Kunde von der Verlobung Gundling's mit der Tochter des französischen Gelehrten Larrey. Das gab ein gewaltiges Aufsehen. Der Hofnarr war ein schöner Mann, und manches Eroberungslustige Hofräulein hätte ihm gerne den Kultus der Blaise abgewöhnt, um ihn für den Kultus der Liebe zu gewinnen. Trotzdem staunte man, wie billig, über die Wahl, welche das stolze Mädchen getroffen, wußte man ja, daß sie viele hochangesehene Freier zurückgewiesen hatte. Jeanne hatte es selbst gewollt, daß ihre Verlobung publik gemacht werde — vor der ganzen Welt wollte sie sich als die künftige Gattin des „verkommenen Genies“ bekennen, als welches Gundling angesehen wurde. Das war die Bühne für den Hochmuth in früheren Tagen. Ueber den Narren wurde viel gewitzelt, noch mehr als sonst, da man ihn jetzt auch beneidete. Man tröstete sich über sein Glück mit dem reichen Stoff, den seine Ehe jedenfalls zur allgemeinen Erheiterung beitragen würde. Sofort sollte der Haß auch zu diesen lässlichen Zwecken ausgebeutet werden. Die Viberie in den Antichambres des königlichen Schlosses hatten große Pläne; Gundling's Hochzeit sollte von ihnen mitgefeiert werden; mit einem Narrenzuge wollte man ihn zur Kirche geleiten und nach der Trauung „lebende Bilder“ arrangiren, welche den Triumph der Nartheit in der Welt veranschaulichten sollten. Ohne Verzug entsandete man auch eine Deputation, bestehend aus Hailein, Bajazzo und Grazioso, um Gundling zu verkünden, daß er mit seinem Entschluß, in den Stand der Ehe zu treten, sein Narrenthum ganz komplot gemacht habe, weshalb er die Huldigung aller Narrenkönige verdiene. Die Deputation hatte indessen keine Gelegenheit, ihre übermüthige Botschaft an den Mann zu bringen, denn sie bekam die närrische Excellenz nicht zu Gesicht. Der Hofnarr, so hieß es, sei schwer erkrankt und Niemand dürfe in seine Nähe kommen. Die Krankheit hielt an und währte einige Wochen, bis das kirchliche Aufgebot Paul Gundling's mit Jeanne de Larrey vollzogen war. Auch das große Narrenfest zu Ehren der Hochzeit des Hofnarren mußte vertagt werden, denn seine Trauung fand im Krankenzimmer statt, ganz im Stillen; Niemand wohnte derselben bei, wie die Verwandten des Brautpaares. Zwei Tage nach diesem denkwürdigen Akte verbreitete sich in der Stadt plötzlich die Kunde, Paul Gundling sei gestorben. Die übermüthige Schaar der Höflinge wollte wenigstens an dem Todten noch einmal ihren Spott üben, wenn dieß an dem Lebenden nicht mehr möglich war. Sie zog vor das Haus Gundling's und verlangte die Auslieferung des Leichnams unter dem Vorwande, ihm eine feierliche Bestattung zu Theil werden zu lassen. Man übergab der Rote den wohlvernagelten Sarg, in dem er liegen sollte — Niemandem fiel es ein, nachzusehen, ob er wirklich Paul Gundling beherbergte oder etwa nur eine ausgestopfte Puppe.

Der Sarg wurde in einen zweiten Sarg gelegt, welcher in Wahrheit ein riesiges, schwarz bemaltes, mit einem weißen Kreuze versehenes Weinsäß war. Auf der einen Seite desselben standen die Worte geschrieben:

Gundling hat nun ausgehoben
Und fortin nicht mehr zu hoffen
Von dem Wein in diesem Saß;
Auch beim Abschied schmerz' ihn das.
Denn war es sein letzter Wille
Drin zu ruh'n in aller Stille.
Seht, ihr Leute, dieser Narr
Nurmal auch vernünftig war.“

Der Sarg wurde unter großer Betheiligung von Offizieren, königlichen Bedienten, Magistratspersonen und der Schuljugend zur Erde bestattet — auf Befehl des Königs mußte auch die Berliner Akademie der Wissenschaften, zu deren Präsidenten er einst den Hofnarren ernannt hatte, zu dem Begräbniß ihre Vertreter senden. Hingegen weigerten sich die Geistlichen, bei dieser Posse mitzuwirken, und blieben ihr fern. Ein langer Lakai, der einen Katerkopf aufgesetzt hatte, folgte unmittelbar dem Leichenwagen und hielt dem Verbliebenen mit schmerzlichen Mienen die Grabrede...

Zur selben Zeit fuhr ein großer Reisewagen auf der Straße gegen Dresden hin. In der Kutsche saß ein schönes, lächelndes Weib, die schwarzäugige Jeanne de Larrey. Die Kasse lenkte ein Postillon, in dem wir unschwer den Helden unserer Geschichte erkennen werden. Zum letzten Male trug er eine Dienerkleidung — wenn er sie abgelegt haben wird, wird er auch ein freier Mann geworden sein. Und er hieb auf die Kasse ein, damit sie wie im Fluge dahinjagen und ihn um so rascher der Stätte seiner Erniedrigung entführen... Wie im Traume zogen alle Landschaften, alle Gegenstände zu beiden Seiten der Straße an ihm vorbei. Er hatte kein Auge für Berg und Thal, für Stadt und Land, für Wald und Wiese, kein Auge für die Menschen, welche da wohnten. Wenn er nicht in den Wagen zurückblickte, um sein heißes Lieb zu sehen und mit ihm in der stummen Sprache der Augen ein zärtliches Wort zu tauschen, so träumte er den Traum von Glück und Freiheit, der bald zur Wahrheit werden sollte im fernen Wälschlande, wo die Sonne heißer und der Himmel schöner war. Und als der

Wagen nach vielen Tagen in jenen freundlichen Gauen anlangte, wo die Rebe so stark und so hoch wächst wie ein junger Pfirsichbaum, da ersetzte ihn schon längst ein anderer Postillon auf dem Boche, und bei der schönen Frau im Wagen erschien ein glücklicher Gatte, der nicht müde wurde, ihr zärtliche Worte in's Ohr zu flüstern — ein Narr der Liebe.

Der Kammerherr und Oberceremonienmeister, Paul Freiherr von Gundling, wie Namen und Titel des Hofnarren waren, die „närrische Excellenz“, wie ihn König Friedrich Wilhelm I. hieß, war in Potsdam gestorben und begraben worden. Im italienischen Lande lebte ein anderer Gundling auf, der später zu den Zierden der Universität in Bologna gehörte. In den Honigwochen hatte er seiner schönen Frau gelobt, daß kein Tropfen Wein mehr über seine Lippen kommen sollte, und verwundert hätte der Junker von Viberis den Kopf geschüttelt, würde er erfahren haben, daß das Gelübde auch gehalten wurde. In den schönen Augen seiner Jeanne allein suchte nunmehr Paul Gundling das Vergessen; er fand dafür ein Paradies. Was hinter ihm lag, schien in weiter Ferne zu liegen, wie ein wüster Traum, der in einer banger Nacht die Seele bedrückte. Ein neuer, heller, glanzvoller Morgen war für ihn angebrochen — glückselig lobte er seinen Tag und errichtete der Liebe, der Erlöserin, seine Altäre.

Die steinerne Renne im Harz.

(Bild S. 565.)

Zwischen den Landen der Elbe und Weser, im Forstgebiet der Grafschaft Stollberg-Bernburgerode liegt, so reich an Romantik und Sagen, das Hochgebirge des nördlichen Deutschlands, der Harz. Am Nordrande desselben, dem freundlich gelegenen Städtchen Bernburgerode mit seinem prächtigen, hoch über der Stadt gelegenen Schloß erstreckt sich nach Südwest, durchflutet von der Holzemme im tiefen, lieblichen Thale, geschmückt durch zahlreiche Villen, Neubauten und Mühlen, die reizende Vorstadt Hasserode. Als Erholungs- und Lustort weit und breit bekannt, bieten die prächtigen Umgebungen Gelegenheit zu den verschiedenartigsten und lohnendsten Ausflügen nach dem höchsten Punkte im Harze, dem sagenumwobenen Brocken. Von Hasserode führt die Chaussee links in's Damsbühl, rechts in's Rennethal. Im Rennethal sieht man links einen weiß schimmernden Felsen, den silbernen Mann. Von hier aus gelangt man auf Waldpfaden, nachdem man zwei nicht weit von einander noch ganz unten im Thale gelegene Brüden passiert hat, immer höher und höher steigend, umgeben von riesigen, harzduftenden Tannen bis zum höchsten Punkt, der steinernen Renne. Der Weg ist am einfachsten zu finden, wenn man über jede Brücke geht, an welche man kommt. Dann wird der Weg auf dem rechten Ufer steil und man kommt schon ziemlich weit oben an die dritte Brücke. Jenseits derselben führt ein Fußweg im Fichtenzahl hinauf, neben welchem sich im Flußbett der Holzemme der Standpunkt unterhalb des Wasserfalles befindet, von dem man die beste Aussicht hat. Noch ein wenig höher liegt die Brücke beim Anfang des Wasserfalles, unweit davon die Rennelippen mit ihren grotesken Farben und Felsbildungen, über welche sich, oft zu ansehnlicher Macht vereinigt, zahlreiche Gebirgsbäche tosend ergießen. So bietet die steinerne Renne ein Bild wildromantischer Naturpracht, auf welchem das Auge des Harzreisenden so gern mit Wohlgefallen ruht. Nicht neben den Wasserfällen befindet sich ein Blockhaus mit offener Halle und Restauration, wo man einen annehmlichen Sitz im Walde zur Seite dieses herrlichen Plätzchens hat. Höher hinauf führt der Weg nach dem Hohnstein, über den Renedenberg, die Heinrichshöhe auf den kahlen Gipfel des Brocken, wo die Hergen zu Walpurgis bekanntlich Zusammenkünfte halten sollen, der ermüdete Harzwanderer aber sich bei guter Verpflegung im Brockenhause erholen kann von dem fünf Stunden weiten, anstrengenden Marsche über die steinerne Renne.

Sonntagsidylle aus einem schwäbischen Dorf.

(Bild S. 569.)

Junge Damen, die im Sommer auf's Land gehen, — sagt Jean Paul irgendwo — machen aus den Landeuten wandelnde Gefährten der Idyllenideale. Sie halten einen schmutzen Bauernburschen mit seinem dito Mädchen für ein arkadisches Schäferpaar und werden dafür umgehört von der naiven Dorfjugend für ganze oder halbe Pringessinnen angesehen. Der Gedanke hatte in der Zeit, da der gute Jean Paul schrieb, jedenfalls größere Berechtigung als heutzutage, denn die Zeit ist eine andere geworden. Wer auf Dorfsidyllen reisen will, muß schon verborgene, von den Touristenstraßen fernab liegende Winkel aufsuchen. Abgesehen von großen Städten, die durch ihren nivellirenden Einfluß auf Weilen in der Runde das Leben und Treiben der Dorfbewohner umgestalten, wird schon durch eine Fabrik, die ein paar hundert Arbeiter aus umliegenden Ortschaften in ihren Bedarf zieht, der Geist jener Sorte von Idyllen gebannt, wie wir sie hier im Auge haben. Könnte, fragen wir, Hebel, der löbliche, bislang unerreichte Altmeister der echten, ungemachten Dorfsidylle auch heute noch im reizenden, nun aber mit Fabriken aller Art bespöckten Thal der Wiese seine Studien suchen?

Gleichwohl läßt die Natur glücklicherweise die Idylle nicht aussterben, aber der Menschen, die sie lieben und suchen, sind weniger geworden; mit der Sucht, welche die reisende Menschheit erfährt hat, in kürzester Zeit möglichst viel zu sehen, ist das Sichversinken in Idyllen nicht wohl verträglich.

Wenn unser Künstler für sein Sonntagsidyll sich in ein alt-schwäbisches Dorf verlegt, so hat er damit den Beweis erbracht, daß er sich auf kein Metier versteht, und mit guter Beobachtungsgabe hat er zusammengestellt, was dort Herz und Sinn bewegt. Sträucher pflanzen und binden, Blumen in's Haar flechten, mit der braunen Nelke hinterm Ohr ein wenig schmuggeln, sind

richtige Requisiten für das weibliche Personal unserer Dorfsidyllen. Und die volkstümliche Tracht, wo sie sich erhalten hat, kommt entschieden der Idylle zugut. Dazu gehören: der Rebspalter, manchmal auch dreifache Verflechtung benannt, die als Kugel abgesehen konstruierte Lederlappe und jener auf Dick und Dünn berechnete, bis zum Knie reichende Hosenstiefel, bei dessen Anblick wir uns schon oft gefragt haben, wie denn der breite Fuß durch die enge Nöhre hinuntergekommen sei, und endlich der aus Hahnholder geschnittene Ulmerkopf, welcher schöne Sachen alle aber leider mehr und mehr, besonders bei der nachwachsenden Jugend, durch die Sucht, sich der städtischen Tracht zu nähern, verdrängt werden. Speziell das zur Bauernidylle gehörige Rauchen anlangend, fragen wir, ob die Cigarre dem richtigen Bauern je so zu Gesicht stehen wird, wie der Holztopf? Wenn das nicht klar ist, der leise Hebel's „Zufriedenen Landmann“; er wird zugeben müssen, daß das ganze Gedicht ohne das „Pfist!“ unmöglich ist.

G. A.

Ragusa.

(Bild S. 572.)

Seit Jahren ist eine Anzahl namhafter Schriftsteller bemüht den Strom der Vergnügungsreisenden oder wenigstens einen Arm desselben nach Dalmatien zu lenken, und noch immer ist der Fremdenbesuch ein geringer. Der Sommer, welcher den meisten Wandervögeln erst den Käfig erschließt, ist für eine Dalmatiner Reise nicht geeignet, und wer in der Lage ist, dem Frühling entgegenzuziehen, der wendet sich nach dem geliebten Land Italien. Falsche Vorstellungen von mangelhaften Verkehrsmitteln, schlechter Verpflegung und halbwilligen Bergpölkern tragen wohl am meisten Schuld an der Vernachlässigung eines Küstenstriches, der keinesgleichen in Europa nicht hat. Die herrlichen Kerkassälle, die selbst den Rheinfall in Schatten stellen, Spalatro und die Ruinen von Salona, Ragusa mit dem Märchenland Laccroma und die Boche von Cattaro sind Kleinodien, welche reichlich entschädigen für die geringen Entbehrungen, die nur der verwöhnte Reisende spürt.

Der Zeichner führt uns heute nach Ragusa.

Wer sich nicht von dem Stief eines Künstlers, sondern von einem Dampfer des österreichisch-ungarischen Lloyd an Ort und Stelle bringen läßt, der sieht es so ein, daß der Besuch von Ragusa auf den von Cattaro folge. Nach der wilden Landschaft der Boche, nach starren, pflanzenarmen Felsen grüßt ihn ein Landschaft, der aus der Umgebung Neapels herausgeschnitten zu sein scheint. Tiefblau wie bei Sorrent ist das Meer; Palmen, Kakteen, Agaven und Asphodelus wurzeln auf den Felsen, an denen sich die Brandung silbern bricht, und über die Mauern flürzen sich blüthenreiche Schlingengewächse wie bunte Wasserfälle.

Eine gut gehaltene Straße führt uns von dem Landungsplatz Gravosa über die sogenannte Bella vista in kurzer Zeit nach der befestigten, von Forts überragten Stadt.

Eine vornehme Stille empfängt uns. Die Paläste des Stradone (der Hauptstraße), einer dem andern gleich an Größe und Außen- seite, träumen von der einstigen Blüte der Republik. Die oberen Fenster sind zum Theil geschlossen, zu ebener Erde befinden sich Verkaufsgewölbe; viele Häuser sind ganz verödet. Wir schreiten durch ein verziertes Bogenthor. Ein kühler Hofraum umfängt uns, blühende Orangebäume verhauchen süßen Duft, venetianische Säulencorablen, ein leise plätschernder Brunnen, eine mit Gras überzogene Freitreppe, ein schlafender Hund, keine Menschenseele und oben ein Stück tiefblauen Himmels.

Belebter als der Stradone sind die zahlreichen Seitengassen. Sie verdanken ihre Entstehung einem Senatsbeschlusse. Als im Jahr 1667 die Stadt Ragusa von einem Erdbeben heimgefuht worden war, verordnete der Magistrat, daß die Paläste durch Seitengassen von einander zu trennen seien. In diesen Gassen, die zum Theil stark ansteigen und mit Stufen versehen sind, bietet die Mauer in fleischamer Tracht ihre Gahner und ihr Grünzeug zum Verkauf, hier heißt die Hausfrau mit dem Fischer um die Früchte des Meeres, hier tummeln sich spielende Kinder und hier auf den kühlen Steinbänken schläft der braune Tagebied, der von der Hand in den Mund lebt. In diesen engen Gassen wohnt aber auch der Fleiß. Aus allen Erdgeschossen dringt das Geräusch der Handarbeit. Reichgekleidete orientalische Gewänder werden hier von emigen Händen verfertigt und silberne Nadeln und andere Schmuckgegenstände aus Edelmetall blinken und prunken hinter den Fenster Scheiben. Und so bieten diese Gassen mit ihren thätigen Bewohnern einen wohlthuenden Gegenatz zu dem verödeten Stradone, den wir abrigens jetzt schnell wieder aufsuchen, um uns durch ein kräftiges Mahl und eine flüssige Sebenicowein für die Fahrt nach der Insel Laccroma zu stärken.

Rudolph Baumbach.

Woher stammt die Benennung Silhouetten?

Die Silhouetten, welche früher die Stelle der Photographieen vertraten, kamen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich auf und tragen merkwürdigerweise ihren Namen von einem Manne, der weder ihr Erfinder, noch sonst etwas mit denselben zu thun hatte. Silhouette war Finanzminister Ludwig's XV., zu welchem Posten er sich vom gewöhnlichen „Commiss“, wie man damals die Bureaubeamten nannte, aufgeschwungen hatte. Er brachte zuerst im Finanzwesen einen Aktienplan auf, dessen Beträge nicht sogleich mit barem Gelde bezahlt wurden, und diese Operation erhob ihn im Augenblick zum Volksidol und verband seinen Namen mit allen Neuigkeiten, die damals gerade in Paris aufkamen. So erhielten auch die Schattenschnitte, die gerade im Jahre 1759 zuerst gefertigt wurden und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten, den Namen des Tageshelden Silhouette. Heute weiß kaum Einer noch etwas von dem Minister Silhouette. Mit seinem Ruhme war es selbst in Paris bald aus, als er, durch den allgemeinen Enthusiasmus verleitet, nothwendige Pensionsabzüge und Luxussteuern anordnete, wodurch er es bald mit der ganzen Nation verdarb. Er mußte seinen Abschied nehmen und starb bald darauf von Gram verzehrt.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dederoth.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ella hatte keine Ahnung von dem Gewitter, das sich über ihrem Haupte zusammengezogen, sie war mit den Vorbereitungen zu ihrer Abreise derart beschäftigt, daß sie kaum Gedanken für die Vorgänge hatte, welche diesen plötzlichen Entschluß in ihr erzeugt. Charaktere, welche gewöhnt sind,

rasche Entschlüsse zu fassen und auszuführen, fühlen schon eine Befriedigung, wenn ihnen ein Gedanke gekommen, dessen Ausführung den Knoten momentaner Verwicklungen augenblicklich zerschneidet. Sie hatte einen begründeten Vorwand, das Verlöbniß mit Sternheim zu lösen, gefunden und sie fühlte sich, nachdem sie den entscheidenden Brief geschrieben und abgeschickt, wie von einem Banne erlöst, der dumpf und schwer auf ihr gelastet. „Fort!“ rief es in ihr, „fort, so weit als möglich, in ein anderes Land, wo dich Niemand kennt, wo dich nichts an Vergangenes erinnert!“ Und am liebsten hätte sie sich auf der Stelle in das Coupé eines abdampfenden Bahnzuges gesetzt, nur der Gedanke, ihre Angelegenheiten wenigstens oberflächlich ordnen zu müssen, um nicht in der Fremde durch Zuschriften und An-

fragen behelligt zu werden, hatte sie abgehalten, ohne Weiteres Berlin zu verlassen.

In dieser Eile hatte sie denn auch den Brief an Irelisch befördert, ohne zu bedenken, daß derselbe seine Adresse sehr bald erreichte, aber konnte sie erwarten, daß der kranke Mann doch noch versuchen werde, sie zu sprechen, obwohl sie geschrieben, daß sie nicht mehr in Berlin, wenn er den Brief in Händen habe? Sie hatte Irelisch nicht gesehen seit dem Tage, wo ihre Pferde den alten Herrn beinahe umgerissen. Sie traute ihren Augen nicht, als sie ihn plötzlich auf der Schwelle ihres Gemachs erblickte. Es brannten die Lichter der Kronleuchter, es war im Salon tagshell, Ella stand zwischen Koffern und Kisten, von ihrer Dienerschaft hatte Keiner auf den Eintretenden geachtet —



Straße und Treppengäßchen in Ragusa. Originalzeichnung von A. Perfo. (S. 571.)

es war hell und der alte Herr, dessen Haar inzwischen bleicher geworden, tastete, als trete er in's Dunkle. Helene, die ihn bis hieher geführt, zögerte, sich vor Ella blicken zu lassen. Ein grüner Schirm bedeckte die Augen des Justizraths und machte den Eindruck seiner Erscheinung noch erschütternder; er erklärte, weshalb der Nahende, Hülfe erwartend, auf der Schwelle blieb. Im ersten Moment war Ella bestürzt, erschrocken, befremdet, aber in der nächsten Sekunde trieb sie ihr Herz zu dem alten Manne.

„Mein Gott,“ rief sie tief erschüttert, „Sie kommen zu mir!“ Und sie führte Irelisch zu einem Sessel.

„Ja, ich komme,“ sagte er mit bebender Stimme. „Sind wir allein?“

Ella winkte ihrer Jose, welche ihr beim Packen geholfen, sich zu entfernen.

„Hier ist auch noch eine Dame!“ rief diese, als sie das Vorzimmer durchschritt.

„Es ist Helene, meine Pflegerin,“ sagte Irelisch, „sie muß mich führen — gestatten Sie ihr, auf mich zu warten.“

„Kommen Sie herein, Helene,“ wandte Ella sich zu ihrer ehemaligen Gesellschafterin, ihr entgegengehend und ihr die Hand bietend.

„Es ist etwas sehr Trübes und Ernstes, das mich herführt,“ begann der Justizrath, „Helene darf es hören, sonst Niemand.“

„Es ist Niemand hier, außer der Frau Baronin, lieber Karl,“ sagte Helene, sich hinter den Sessel Irelisch's stellend.

Ella schaute befremdet auf — es zuckte in Ueberraschung durch ihre Glieder und Irelisch mußte das bemerken, denn

er sagte: „Helene ist meine Braut — eine arme Braut, die sich einem Hülfslosen opfert.“

Ella starrte um sich wie verstimmt.

„Ihre Braut?“ murmelte sie bebend und erbleichend, denn es schwand wie Schuppen von ihren Augen, sie erkannte, welchem Irrthum sie sich hingegeben.

„Denken wir jetzt nicht daran, was mich angeht,“ hob Irelisch von Neuem an, „sondern an Wichtigeres, was Sie betrifft, Ella. Sie packen noch — Sie dürfen aber nicht reisen.“

Ella hörte kaum, was er sprach, so gewaltig war ihre Erregung, Thränen drängten sich ihr in's Auge und doch brannte ihre Wange vor Scham, daß Jemand errathen könne, welchen Argwohn sie hegte.

„Ahnen Sie denn noch nichts? War noch kein Be-

amter des Gerichts hier?" fragte Frelisch, als sie keine Antwort gab.
"Des Gerichts? Was soll das Gericht?" versetzte Ella. "Ich habe dem Doktor König Alles übertragen —"

"Sie wissen also noch nichts? Dann bereiten Sie sich auf Bitteres vor. Man wird Sie nicht abreißen lassen, Ella!"
"Nicht abreißen lassen? Wer soll mir das verbieten?"

"Vielleicht wird Ihnen noch Schwereres erspart, gnädige Frau," nahm Helene das Wort, die Arglosigkeit Ella's erschütterte sie tief. "Herr Doktor Barning ist zum Oberstaatsanwalt gegangen."

Schweinerter Eigendünkel.

Nach Skizzen von Max Scholz.



Das Stadtschwein denkt in seinem Sinn:
"Was für ein nobles Schwein ich bin!"



"Voh!" — denkt das Bauernschwein bei sich.
"Wir haben's Gute innerlich!"



"Ihr Schweinejug," grunzt ein alter Eber,
"Ich bin Baron, ich freße Treiber!"



"Spah," quiekt ein edles Schwein aus Spanien,
"Ich freße meist sogar Kasanien!"



Das Dandyschwein aus England spricht:
"Ihr konzentriert mir Alle nicht!"



"Wie dide thut sich doch das Pad,
Hier Ungarischwein — das ist ein Schlag!"



Das Cirkusschwein verächtlich grunzt:
"Was kumt ihr? Nichts! Ich mach' in Kunst!"



Das Glückschwein aber spricht: "Na, Spah.
Ich bin zwar dumm, doch gelt' ich 'was!"



Das Wildschwein spricht zu sich alleine:
"Wir Wilden sind doch bessere Schweine!"

Ella starrte Helene an, als rede diese irre.
"Was bedeutet das? Ich verstehe das Alles nicht!"
rief sie ungeduldig, erregt.
"Dann machen Sie sich auf Schweres gefaßt, Ella.
Herr von Alm wird schon verhaftet worden sein, er ist auf

der Flucht nach Amerika ergriffen. Man weiß, daß er auf
eine Unterstützung von Ihnen rechnet, daß er an Sie ge-
schrieben und Ihr plötzlicher Entschluß, abzureisen, bestärkt
den Verdacht gegen Sie — er war sehr thöricht."
Ella schaute drein, als wolle sie lachen, aber als klinge

ihr das, was sie hörte, doch auch zu unheimlich, um darüber
spotten zu können.

"Lieber Herr Justizrath," sagte sie, "ich bin doch sonst
nicht schwer im Begriffsvermögen, aber heute verstehe ich
Sie nicht. Wenn es eine Bettelei war, die Herr von Alm

an mich gerichtet, so wird ihm Doktor König gebührend antworten, ich habe den Brief nicht in die Hand genommen, viel weniger gelesen. Von welchem Verdacht gegen mich reden Sie? Doch nicht —“ und bei diesen Worten flammte es in Ella's Augen auf und ihr Antlitz erglühete — „doch nicht von einem Geschwätz, das zu beachten ich bisher unter meiner Würde gefunden? Sie werden von mir doch nicht glauben, daß ich jemals mit diesem Elenden ein Wort gewechselt, das der Mißdeutung fähig?“

Freilich hob das Antlitz empor, als wolle er Ella in's Auge sehen, als habe er in diesem Augenblick vergessen, daß er das nicht vermöge.

„O,“ murmelte er in tief schmerzlichem Tone, „warum kann ich Sie nicht sehen!“

„Aber ich sehe für Dich,“ rief Helene, und es klang wie Jauchzen aus freigewordener Brust, „und wenn ich je Deines Vertrauens mich werth gemacht, so glaube mir und reiche ihr die Hand, sie ist schuldlos, darauf will ich schwören — o — könntest Du sehen, wie sie mich anschaut! Vergeben Sie mir,“ wandte Helene sich darauf zu Ella, „ich muß einen Zweifel ersticken, der die Brust Ihres besten Freundes schwer gedrückt — es lag ja Alles, was man hörte, so, daß selbst Die, welche es gut mit Ihnen meinten, den furchtbaren Argwohn fassen mußten, Sie hätten darum gewußt, daß dem Doktor Barning der Mord drohte, Sie haben ja Ihr Herz dem Manne geschenkt, der ihn tödlich haßt und der den Mörder bezahlt und belohnt.“

Ella ward roth und bleich, ihr Puls jagte wie im Fieber, bei den letzten Worten aber schrie sie auf.

„Mein Herz!“ rief sie und es klang wie gellendes Lachen — „hätte ich noch ein Herz in der Brust gefühlt, ein Herz, das hoffen und fühlen kann, ich hätte mich nie verkauft. Also man hat mich für eine Mörderin gehalten! So soll man mich vor Gericht fordern. Glaubt der Doktor Barning etwa auch, daß ich ihm nach dem Leben getrachtet, so soll er mich anklagen. Ich will keine Schonung, ich fluche dem Mitleid der Verachtung — wer mich für so erbärmlich hält, der rufe seine Klage laut, vor aller Welt —“

Freilich ergriff die Hand Ella's, die, vor Erregung zitternd, an allen Gliedern bebte.

„Still, still,“ sagte er, „thun Sie ihm nicht Unrecht, Ella, was er gelitten, das können Sie nicht ermessen, schmähen Sie ihn nicht. Sein erster Gedanke, als er auf dem Schmerzenslager die Besinnung wieder fand, gehörte Ihnen, war die Sorge für Ihre Ehre, Ihren Ruf. Er hat nie ein hartes Wort über Sie gesprochen, und wenn ihn ein Argwohn gequält, so hat er ihn in der Brust verschlossen, so hat sein Herz Sie entschuldigt.“

Ella sank in einen Sessel wie gebrochen, ein Flut von Thränen brach aus ihren Augen.

„Ich bin elender als das ärmste Weib,“ stöhnte sie — „Mitleid von ihm! Nein, ich will ihn nicht schmähen, ich hab's verdient. Wie im Wahnsinn gab ich unwürdigem Argwohn Raum, ich war eifersüchtig auf Sie, Helene, das machte mein Blut wild, meine Augen blind, und da kam der Verführer und umstrickte mich mit dämonischer Gewalt — meine Ehre zu retten; das Letzte, was mir noch von Werth an meinem elenden Dasein, verkaufte ich mich an den Menschen, der mir der Verhaftetste von Allen.“

Der Bann war gebrochen. Ella enthüllte, wie Sternheim sie an jenem verhängnisvollen Abend überrumpelt, wie sie andern Tages vergeblich nach dem Rathe Freilich's geschmachtet und in der Verzweiflung Sternheim ihr Jawort gegeben.

Noch hatte sie nicht geendet, da wurde der Doktor König gemeldet. Er brachte die Nachricht von den Vorfällen im Hotel und um Ella zu schonen, sagte er ihr, es sei wünschenswerth, daß sie ihre Abreise verschiebe, er verschwiege, daß Wenling dieß zur Bedingung dafür gemacht, wenn er von einer Vernehmung der Baronin vorläufig abstehe. Mit Befremden sah König, daß Ella von dem entscheidenden Verdacht bereits unterrichtet war, den man auf sie geworfen, und wie gefaßt sie denselben ertrug. Wenn auch ihre Augen vom Weinen geröthet, sah man ihr es auch an, was in ihrer Brust getobt, so erklärte sie doch mit Festigkeit, sie fordere jetzt die Unteruchung.

„Ich würde es selbst lieber hinnehmen, unschuldig durch eine gerichtliche Verurtheilung für alle Zeit gebrandmarkt und von der Welt geächtet dazustehen, als mit dem Gefühl mich in der Welt zu bewegen, daß man mir ein Verbrechen zutraut und daß man mich nur unbestraft gelassen, weil die Beweise fehlen — vielleicht gar, weil ich mich freizulügen verstanden.“

Willi Barning erschien auf der Schwelle, er hörte die Worte.

Barning hatte sich bei der Oberstaatsanwaltschaft für Ella verbürgen wollen, um ein gerichtliches Einschreiten gegen sie zu verhindern, er hatte noch keine Ahnung davon, welche Wendung die Angelegenheit für Ella durch den glücklichen Umstand genommen, daß die Baronin den Brief Alm's ungelesen König übergeben, also dadurch dokumentirt, daß sie keine Geheimnisse mit demselben habe und haben wolle. Willi kam mit der Botschaft, daß man seine Bürgschaft angenommen — freilich unter der Bedingung, daß inzwischen keine Entdeckung gemacht, die dieß verbiete, er hatte, da er Freilich nicht zu Hause getroffen, sich zu Ella begeben und hörte jetzt Worte, die ihm das Herz weit machten: so konnte nur die Unschuld reden, der Bann der Zweifel, der auf ihm gelastet, war gebrochen.

Die Liebe hat das Eigenartige, daß bei ihr die Empfin-

nung erst durch einen Entschluß des Willens ihren vollkommenen Charakter erhält, sich frei und lebendig gestaltet, die Liebe beschleicht das Herz, erfüllt es mit Sehnen und Verlangen, aber sie wird erst zur Leidenschaft, wenn wir uns entschlossen haben, diesem Sehnen und Verlangen Folge zu geben, dann erst erwachen jene Gluthen, die der Wille nicht mehr zu löschen vermag, die zu Momenten des höchsten irdischen Glücks oder zu Enttäuschungen führen, welche den Lebensmuth und die Freude am Leben verzehren. Der Moment, in welchem das Herz diese folgenschwere Entscheidung trifft, ist verschiedenartig, je nach den Charakteren: der Leichtsinrige entschließt sich rasch, der Bedächtige langsam, der Eitle läßt sich durch die Entdeckung, daß er geliebt ist, blenden, der Vorsichtige zieht die Vernunft zu Rathe, es machen sich tausendfältige Einflüsse geltend, die Romane des Menschenherzens verschiedenartig zu gestalten.

Der Zauber Ella's hatte in Willi gleich bei der ersten Begegnung zwischen ihnen jenen eigenthümlichen Reiz erzeugt, der uns ein bestimmtes Weib mit anderen Augen ansehen läßt, der ein neugieriges Interesse und das Begehren erzeugt, diesem Weibe näher zu treten und sich auch ihr bemerkbar zu machen. Freilich's Eröffnungen zeigten Willi, daß die Kluft, welche seine Vernunft veranlaßt hätte, die Gedanken an eine vornehme, stolze Dame aufzugeben, nicht existire, es war seine Blutsverwandte, die auf ihn mit olympischem Stolz herabgesehen, ein Weib, das bittere Enttäuschungen erlebt und das, wie Freilich wissen wollte, seine edlere Natur unter einer Maske verbarg, mit der sie Gleichgültige von sich fern halten, das Weib in ihrer Brust vor den Menschen verheimlichen wollte.

Bis heute hatte Willi mit den Zweifeln gekämpft, ob hier wirklich eine echte Perle unter Schlacken verborgen oder ob das Herz Ella's schon vergiftet von der Welt, ob seine Liebe ein reines Weib losringen könne von den Banden, in die sie gerathen, in welche Verhältnisse betrogenes Vertrauen, falsche Wahl der Freunde sie gebracht, oder ob er eine Verlorene finde, welche, schon angesteckt von dem Pesthauch, den sie eingeathmet, nur noch des Mitleids werth! Seit Ella sich die Braut Sternheim's genannt, seit Willi sich mit dem Gedanken beschäftigt, wie weit sie mitschuldig an dem Anschlag gegen ihn gewesen sein könne, hatte das Interesse, das er für sie hegte, den Charakter schmerzlicher Theilnahme für das schöne Weib getragen, seine Neigung hatte sich bemüht, sie zu entschuldigen, sie bedauern, aber nicht hassenswerth zu nennen, allein es war jenes Gefühl erloschen, das den Liebenden nach dem Besten der Geliebten begehren läßt, selbst wenn das Bild derselben entheiligt worden.

Willi Barning war nicht der Mann, der in der Leidenschaft des Begehrens einen Makel am Bilde der Geliebten verzeiht, die Achtung war für ihn die Bedingung, ohne welche ein Entflammen der Leidenschaft unmöglich — der Entschluß, der seinem Begehren den zündenden Funken verlieh, mußte aus der Ueberzeugung geboren werden, daß die Geliebte des Begehrens werth.

Jetzt sah er Ella im einfachen Hauskleide, ohne Schmuck, ja selbst ohne jene Sorgfalt, mit der die Frau, ehe sie sich Fremden zeigt, erst vor dem Spiegel das Haar glättet und der Toilette den Gesellschaftsanstrich gibt, sie hatte in ihrer Häuslichkeit gearbeitet, sie war beim Backen thätig gewesen, und so lag schon in ihrer äußeren Erscheinung für ihn eine Veränderung, die überraschend wirkte. Und dieses Weib, das er sonst nur in Seide, in der Haltung einer vornehmen Salondame gesehen, welche lächelnd ihre Verehrer erwartete oder Huldigungen stolz zurückweist, hatte vom Weinen geröthete Augen, nicht Dünkel und Hochmuth waren es, was aus ihren Blicken strahlte und was die schöne, edle Gestalt sich stolz aufrichten ließ, sondern das Bewußtsein der Unschuld, die sich gegen freche Anklage empört und im Vertrauen auf ihr gutes Recht die Schonung verschmäht und lieber das Schwerste erduldet, als den Zweifel an ihrer Ehre ertragen will.

Ein einziger Blick auf Ella und Willi fühlte, daß seine Zweifel an ihr ein Frevel gewesen, daß er sie liebe, daß sein Herz keine Ruhe finden werde, bis sie ihm wenigstens verzeihen, daß er an ihr gezweifelt. Da traf ihr Blick ihn und es war, als ob ihr Antlitz in Flammen lodere. Sie that einige Schritte ihm entgegen, ihr Auge heftete sich auf ihn mit einem fast wilden Ausdruck.

„Da sind Sie,“ tönte es aus wunder, zerrissener Brust, „Sie glauben von mir, daß ich nach Ihrem Blute getrachtet, Sie sollen mich anklagen oder ich werde Sie hassen als meinen bittersten Feind.“

„Ich werde Sie nicht anklagen,“ antwortete er mit bebender Stimme und alle Farbe wich aus seinem Antlitz, „wenn Sie mich auch mit Ihrem Hasse strafen. Ich werde Sie nicht anklagen, denn ich glaube so fest an Ihre Reinheit und Unschuld, wie ich dem Mißgeschick fluche, das mir Zweifel in die Brust gezwungen. Was ich bisher Keinem gesagt, will ich Ihnen enthüllen — Sie sollen mir gerecht werden, wenn auch im Geroll. Ich habe mich in Ihre Nähe gedrängt, ich that es heimlich, weil ich es offen nicht wagte, weil ich zu Ihrem Herzen noch nicht das Vertrauen hatte, wie heute. Ich wollte Sie bewahren vor den Anschlägen Elender, ich maßte mir an, Ihren Beschützer wider Ihren Willen zu spielen, ich wußte es damals noch nicht, wie Ihr edles Herz es verstanden, Diejenigen zu beschämen, die Sie verkannt. Ich wußte Sie im Reize des Prinzen und seiner Helfershelfer, die Sie ausbeuteten nach ihrer Weise, betrogen von einem Menschen wie Alm —“

„Lassen Sie mich ausreden,“ unterbrach er sich, als er sah, wie sie in Unwillen und Empörung erglühete, „ich klage mich an, nicht Sie — ich wollte Ihr Arzt werden und war selbst ein Blinder. An jenem Tage, der ein so verhängnisvolles Ende nehmen sollte, wanderte ich zur Försterei, ich sah den Grafen Sternheim das Forsthaus verlassen, Alm erwartete ihn in einem Versteck, ich schlich den Beiden nach, ich sah die Büchse, die man mir später als die Waffe, mit der ich verwundet worden, vorgelegt, in den Händen des Grafen.“

„Das haben Sie gesehen?“ rief König, „und Sie haben es verschwiegen? Das ist empörend — insam!“

„Hören Sie weiter, ehe Sie urtheilen,“ versetzte Willi.

„Ich belauschte ein Gespräch beider Männer, aus dem ich entnahm, daß ein Anschlag geplant war, der wahrscheinlich mir galt, aber ich schaute nicht klar genug, um einem bestimmten Verdachte Raum geben zu können. Ich erfuhr, daß die Frau Baronin Alm beauftragt, mich zu stellen.“

„O, das ist schändlich!“ murmelte Ella, die jetzt erathen mochte, wie Barning kaum anders hatte urtheilen können, als daß er ihr den Anschlag zur Last gelegt.

„Alm theilte mir das Geheimniß mit, als wolle er sich gegen alle üblen Folgen verwahren,“ bemerkte Helene mit einer Stimme, deren Beben ihre innere Erregung verrieth.

Ella verhüllte sich das Antlitz mit den Händen, wie gebrochen sank sie in einen Sessel.

„Konnte ich sagen, daß ich die Mordwaffe in den Händen des Grafen gesehen!“ fuhr Willi mit leiser, gepreßter Stimme fort, als wage er kaum selbst zu hören, was er doch nicht zurückhalten durfte — „Graf Sternheim ward Ihr Verlobter!“

Ella stöhnte laut auf.

Der Doktor König schritt auf Willi zu und ergriff dessen Hand.

„Vergeben Sie mir,“ sagte er tief erschüttert. „Es ist entsetzlich, aber Sie haben Recht — wenn Sie nicht geschwiegen, wäre die Frau Baronin unrettbar verloren. Jedes Gericht müßte sie für schuldig halten. Der Graf Sternheim hat jetzt auch die Maske abgeworfen und verdächtigt die Baronin aus Wuth darüber, daß sie mit ihm gebrochen. Sie könnten ihn brandmarken, aber damit wäre auch das Urtheil über Frau von Lieben gefällt.“

„Ich werde schweigen,“ flüsterte Willi, einen unruhigen Blick auf Ella werfend, „mag der Elende dem irdischen Richter entgehen, aber wer wird die Baronin bewegen, unverständige Schmach zu tragen? Ich fürchte, sie duldet es nicht, daß ich schweige.“

„Es wäre Wahnsinn, eine Anklage zu provoziren,“ rief König, indem er sich zur Baronin wandte, „es hieße die boshafte Welt herausfordern, eine vornehme Dame mit Schmutz zu bewerfen. Sie sind gerechtfertigt vor Allen, die Sie kennen, und schon der Umstand, daß Herr Barning hier steht und Ihnen seine Achtung bezeugt, ist Genugthuung für Sie. Warten wir ab, welche Schritte das Gericht beschließt, dasselbe herausfordern, eine Anklage zu erheben, die immer einen Makel auf den Betroffenen wirft, wäre geradezu frivol.“

Ella erhob das in Thränen gebadete Antlitz.

„Man hat mir oft und mit Recht Hochmuth vorgeworfen,“ sagte sie, „und hat nicht gewußt, wie unbefriedigend verlassen und elend mein Herz sich gefühlt, wenn es den Anschein hatte, als weise meine Selbstüberhebung und Selbstzufriedenheit Freunde zurück. Ich war stets zu stolz, um zu klagen, zu wenig eitel, um an uninteressirte Freundschaft für meine Person zu glauben, aber ich dürstete nach einem Herzen, dem ich hätte vertrauen können. Das waren noch glückliche Zeiten gegen die, welche über mich gekommen, seit ich Liebenstein betreten. Und jetzt, wo ich das Bitterste erlebt, was mich treffen kann, wo ich mir selber die schwersten Vorwürfe machen muß, da muthet man mir zu, ich solle das Almosen des Mitleids von Jemand, der um meinwillen fast sein Leben verloren, geduldig hinnehmen, um den Schein äußerer Ehre zu wahren; ich soll nicht zu stolz sein, mich von Dem beschämen zu lassen, der um meinwillen geblutet, meine Ehre, meine Freiheit als eine Gnade von ihm behalten! Wahrlich, tiefer kann er mir nicht seine Verachtung ausdrücken, als wenn er mir so wenig Stolz zutraut, ein solches Almosen anzunehmen —“

„Ella!“ rief Willi, unfähig, sie länger anzuhören und vom Sturme wogender Gefühle fortgerissen, sich ihr zu Füßen werfend, „soll ich es Ihnen vor Aller Augen sagen, was Sie doch längst gefühlt, errathen haben müßten, daß ich Sie liebe, daß meine Liebe zu Ihnen mir das Recht gab, zu schweigen, als der Richter mich verhörte, und jetzt von Ihnen zu fordern, mir die Wahrung Ihrer Ehre zu überlassen? Ich bitte nicht um Ihre Liebe, Sie können nicht lieben, wo Ihr Stolz erröthet, aber ich darf fordern, daß Sie meiner Liebe das Recht gönnen, das ich mir erworben, Ihr Freund zu sein. Nehmen Sie den Rath Ihrer Freunde an und nennen Sie die Liebe, die man Ihnen entgegenbringt, nicht ein Almosen!“

Es wäre schwer zu beschreiben, was Ella's Brust durchtobte, als sie den Mann zu ihren Füßen sah, der ihrem Herzen die Liebe abgerungen, als es ihm noch getroht, als das Bitterste, das sie erlebt — der sie erst zum Erkennen ihres Elends gebracht. Wie jauchzte das Herz in der wogenden Brust, welches glühende Feuer strömte durch ihre Adern, wie aber brannte auch auf ihren Wangen die Scham, wie durchzuckte sie der Schmerz darüber, daß sie sich seiner

unwürdig gezeigt, ehe diese Stunde gekommen, daß er es aus ihrer Seele fühlend aussprach, ihr Stolz müsse erlösen!

Ja, sie hätte es nicht vermocht, ihm das Jawort ihrer Liebe zu geben, wenn er es gefordert, sie wäre lieber in die Erde gesunken vor Scham — sie hätte es ihm ja sagen müssen, daß sie ihn schon geliebt, als sie sich zur Braut eines Sternheim entwürdigte, daß sie den schmachvollsten Verrath geübt am eigenen Herzen! Er half ihr darüber hinweg, gestehen zu müssen, daß es die Scham vor ihm gewesen, in der sie gefordert, daß er sie anklage, daß ihre Ehre ihr nichts galt, so lange in seinem Auge noch ein Makel daran möglich.

„Wie eine Verblendete habe ich gehandelt,“ sagte sie leise unter strömenden Thränen, „als ich mich abwandte von dem alten Freunde meines Vaters. Ich werde nie wieder gegen seinen Rath handeln. Wenn Sie mir glauben, daß ich von der Schuld frei, Ihnen auch nur das geringste Böse gewünscht zu haben, so füge ich mich — ich habe kein Recht, selbst das Mitleid zurückzuweisen! Aber knien Sie nicht vor einer Entehrten. Beschämen Sie mich nicht tiefer, als ich es zu ertragen vermag! Sie können kein Weib lieben, das durch eigene Schuld so weit gesunken, daß die Polizei vielleicht morgen kommt und es, trotz Ihrer Verwundung, in den Kerker führt —“

Willi erhob sich. Er fühlte, daß Ella der Sammlung bedürfe und Ruhe, Trost und Klarheit ihrer Empfindungen erst gewinnen könne, wenn ihr Herz mit den eigenen Gedanken zu Rathe gegangen. Er verabschiedete sich still, ohne weiter ein Wort mit ihr zu wechseln, König geleitete ihn. Freilich drückte die Hände Ella's.

„Ich danke Gott, daß ich diese Stunde erlebt,“ sagte er tief bewegt. „Wie schwer auch Ihr Herz gelitten und geblutet, es wird genesen.“

Ella warf sich an die Brust Helenens und weinte laut. (Fortsetzung folgt.)



Aus allen Gebieten.

Konservierung eingemachter Früchte.

Die chemische Fabrik Eisenbittel bei Braunschweig empfiehlt zur Konservierung von Früchten den Glycerinleim, wie er zu Buchdruckwalzen gebraucht wird, aber aus reinen Substanzen dargestellt; es wird die geschmolzene Glyceringelatine in dünner Schicht über die eingemachte Fruchtmasse ausgegossen; diese Schicht erhärtet und hält Luft und Gärungsreger ab. Die Schicht läßt sich leicht wieder entfernen, wiederum im Wasserbade schmelzen und zu demselben Zwecke verwenden.

Landwirtschaft.

Um Bremsen und Stechfliegen von Zugthieren abzuhalten, empfiehlt sich als einfaches und billiges Mittel sogenanntes Ratzendöl (Wachholzeröl), beim Materialisten gekauft. — Auch Fischthran wird mit Erfolg angewendet. Man streicht etwas auf einen Lappen und reibt die Thiere damit ab. Dieß ist ein ebenso wirksames als billiges Mittel.

Vertilgung der Egerlinge. In der „Chronique Forestière“ veröffentlicht der französische Waldbauesser Ernst Berrey in Saint-Jean de Mont (Vendée) ein einfaches Mittel, um die schädlichen Egerlinge schnell und beinahe kostenlos zu vertilgen. Man gräbt an verschiedenen Stellen des Grundes, in welchem man das Vorkommen von Egerlingen vermutet oder bereits constatirt hat, 30 Centimeter tiefe und breite Löcher, welche mit in Gährung begriffenem Dünger angefüllt und dann mit der ausgehobenen Erde überdeckt werden. Diese mit einem Stäbchen bezeichneten Löcher werden dann im Juni bei recht hellem warmem Sonnenschein geöffnet. Nachdem dann der Dünger, in welchen sich vorher alle Egerlinge in der Umgebung verkrochen haben, sammt diesen ausgehoben und etwas im Sonnenschein ausgebreitet, so genügt dieß vollständig, sämtliche Egerlinge zu vernichten. Auf diese einfache, seit Jahren in seinem Garten mit stets gleich gutem Erfolge fortgesetzte Weise hat er zum Beispiel im Jahre 1880 mittelst der in seinem Gärtchen gegabenen acht Löcher nicht weniger als 800 Egerlinge vernichtet.

Mittel gegen Raupen. Nach Angabe des „Garten- und Blumenfreundes“ soll es zur Abhaltung und Vertreibung der schädlichen Raupen von unseren Obstbäumen kein besseres Mittel geben, als die Anwendung von Chlorkalk. Ein halbes Kilogramm Chlorkalk mit einem viertel Kilogramm Fett vermischt, wird zu Rollen geformt, die mit Berg umwickelt und um den Baumstamm defigiert werden. Die Raupen auf den Ästen sollen binnen kurzer Zeit abfallen, und von unten soll keine mehr am Stamme hinaufkriechen; selbst Schmetterlinge sollen solche geschädigte Bäume meiden.

Ritt für Leitungsröhren.

Die Materialien zum dichten Verschluß der Fugen an Dampf-, Wasser- und Gasleitungsröhren haben einerseits der Hitze, anderer-

seits der Kälte zu widerstehen. Bisher wurden meistens Ritte aus Nennig und Leinöl verwendet; neuerdings findet nach den „Wien. techn. Bl.“ ein Ritt vielfach Verwendung, der sehr geschmeidig ist und, feuchter oder trockener Wärme ausgeht, eine große Festigkeit annimmt. Derselbe dichtet die Fugen besser und ist auch dauerhafter als Nennigfitt und zudem um die Hälfte billiger. Zu seiner Herstellung werden gleiche Theile gedammter Kalk, Cement, Töpferthon und Lehm gut getrocknet, gemahlen und gestiebt, hierauf tüchtig gemengt und mit Leinölfirnis (1 Theil auf 6 Theile Ritt) angelutet. Bei Wasserleitungsröhren ist es zweckmäßig, etwas mehr Cement zu verwenden, weil hiedurch die Masse dem Wasser besser widersteht.

Kunststeine aus Betonmörtel und Portlandcement.

Man fertigt jetzt kleinere und größere Blöcke in zerlegbaren Holzformen aus Betonmörtel und Portlandcement, die man Kunststeine nennt. Diese Steine trocknen und erhärten sehr schnell und lassen sich dann sehr leicht nach jeder beliebigen Stelle transportieren. So hat man zum Beispiel bei den großartigen Hafenbauten zu Dover und Alderney Blöcke geformt, deren viele 30 bis 120 englische Kubikfuß Inhalt hatten und 40 bis 140 Centner wogen. Sie erforderten, je nach ihrer Größe, 2 bis 3 Monate Zeit zur völligen Erhärtung, worauf sie in's Meer versenkt und durch Taucher in Taucherglocken gehörig vermauert wurden.

Schlaflosigkeit.

Schlaflose, welche ein nervöses, heftiges Temperament haben, sollen auf die Stellung ihres Bettes achten. Der Kopf soll nach Norden, die Füße nach Süden liegen; der Schlaf ist dann ruhiger. Es ist dieß ein altes Mittel, das schon vor hundert Jahren und seitdem öfters empfohlen worden ist.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

„Wie in aller Welt bist Du denn in's Gefängniß gekommen?“ fragte Jemand einen Reger, der hinter dem Eisengitter seiner Zelle saß.

„Sie mich haben eingesperrt, weil ich Geld borgen von ander Rigger.“

„Aber das ist doch kein Grund, Jemanden einzusperrn?“

„Freilich, Massa, aber ich ihm erst haben paarimal schlagen müssen mit Knüttel, ehe er mir borgen wollen, und dann ich noch selber haben Geld herausziehen müssen aus Tasche von jäh's Rigger.“

Eine Repräsentantin des englischen Highlife plaudert in einem Salon mit einer Dame der irischen Aristokratie. „Ich kenne die Gewohnheit der irischen Gesellschaft wenig,“ versichert die Erstere, „aber man hat mir gesagt, daß wenn ein Herr dort eine Dame anblickt, diese ihm folgende sagt: „Danke, ich trinke am liebsten Portwein!“

„Möglich,“ entgegnet die Andere, „aber mir erzählte man, daß wenn bei Ihnen in England ein Herr einer Dame einen längeren Blick widmet, diese ihm schleunigst erlösend zulispelt: „Sprechen Sie mit meinem Papa!“

Ein Ungar hat die Wiener Sternwarte besucht und erzählt, nach Hause gekommen, von den großen Fortschritten der Astronomie:

„Daß man jetzt sogar die kleinsten Sterne sehen kann, ist ja großartig, aber ich begreife es noch; und daß man berechnet, wann der Komet wiederkommt, ist auch verständlich, denn man weiß ja, wann er die beiden letzten Male dagewesen ist; aber daß sie sogar von allen Sternen wissen, wie sie heißen, das ist doch höchst erstaunlich.“

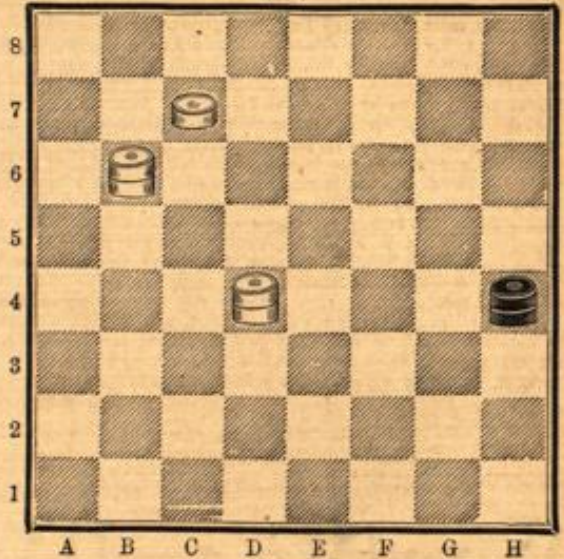
Rösselsprung.

biß	ich	lehre	ne	bei-	gen	laß	ich
mich	bei-	so	wei-	meiß-	wenn	ne	ich
muß	be	him-	an	au-	nen	füß-	doch
wie	ich	in	werd'	doch	brust	so	bit-
gar	dann	lie-	kommt's	ich	se	wenn	mein
wenn	mich	ge-	weh	ich	all'	ter-	schwin-
mund	und	ü-	ich	bei-	wenn	leid	du
her	sind	nen	ganz	und	sprech	det	lich

Damenspiel.

Aufgabe Nr. 13.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damenspiel-Aufgabe Nr. 12 in Nr. 44:

- | | |
|--------------------------|----------------------------|
| 1) D 2 — C 3 | 1) D. G 7 — A 1 am besten. |
| 2) G 5 — F 6 | 2) D. A 1 — G 7. |
| 3) F 4 — G 5 | 3) H 6 — F 4. |
| 4) C 5 — B 6 | 4) A 7 — C 5. |
| 5) D. A 3 — E 3 gewinnt. | |

Kleine Korrespondenz.



Hrn. B. in Horlesfeld. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Chemikerzeitung“ in Rötten. Wir fürchten aber, daß ohne genaue Untersuchung durch einen Sachverständigen dem Uebel nicht abzuhelfen sein wird.

Abonnenten B. und L. in Holtzhausen wünschen zu wissen, wie man Vienen unschädlich betäubt, um sie in andere Röhre überzuführen. Hr. Paul Barde in Gießen. Schaffen Sie sich das Werkchen: „Antwerpen und die Weltausstellung“, eine Publikation von Grieben's Reisebibliothek (Berlin, Goldschmidt) an.

Hr. G. Petersdorf in Rom. Soeben kommt und eine kleine, hübsch ausgestattete Schrift über das Mineralbad (Arten-Gisen) Roncigno in Südtirol zu; erschienen bei Braumüller in Wien. Durch Lektüre dieses Büchleins sind Sie vortrefflich orientirt.

Viktor R. in Kordeloping. Den Verleger einer „Chirurgischen Heilmittellehre“ konnten wir nicht erfahren. Von welchem Verfasser ist dieselbe? Meinen Sie vielleicht das „Handbuch der chirurgischen Technik“ von Rosetig? Dieß ist bei Topitz & Deuticke in Wien erschienen.

Hrn. H. D. Obermüller in S. Nicht ohne Humor, aber doch nicht genügend für die Ansprüche, welche die Leser der „Illustrierten Welt“ zu machen berechtigt sind. Weitere Einsendungen werden wir vorurtheilsfrei prüfen und uns freuen, wenn wir Ihre Wünsche erfüllen können.

Hrn. R. Föh... in Zürich. Wenden Sie sich an die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim bei Stuttgart. Das ist sicherer als die Bauernrezepte. Wir haben übrigens Ihre Anfrage einem praktischen Landwirth übergeben.

Frau Bertha Rose in München. Das finden Sie in dem Büchlein: „Mit Wien“ von Märzoth (Leipzig, Friedrich).

Hrn. O. R. in Hannover. Der Autor lebt in Stuttgart. Der Roman eröffnet den nächsten Jahrgang. Sie werden zufrieden sein.

Abonnent in Reg. Urabagol — einer der Meerbusen des Karibischen Meeres — an der Nordküste von Kolumbien, dem Meerbusen von Panama gegenüber.

Nützliche Abungen von Rebus, Räthseln etc. sind uns zugegangen von: Fr. Gilda Sigfried, Prenglau; Emma Guldorff, Ravensburg; Elise Pranger, Wien; Bertha Hoflefreund, Berlin; Antonie Poltrok, Chicago; Amalie Guttery, Halle; Frau Clothilde Mannhardt, Hamburg; Ida Siewert, Kiel; C. Reindel, Bregenz; Hr. A. Weber, Bohum; A. Johnen; H. Pidenpad; C. Vorkhammer, Bressau; F. Tausendstuck, Hannover; J. Brandel, Köln; G. Emanuel, Salzburg; W. Klingel, Ulm; W. Meierhadt, Wien; G. Fraudel, Brann; H. Orizinsky, Warschau; E. Mendelssohn, London; A. Theur-lind, New-York; P. Levy, Guben; A. Heller, Innsbruck.

H. A. in Wiesbaden. Wir haben Ihren Wunsch und notirt; er soll, sobald die Verhältnisse das erlauben, erfüllt werden.

Hrn. P. A. in Schleswig-Holstein. Durch die Freundlichkeit eines unserer Abonnenten erhielten wir die von Ihnen gewünschte Adresse der Firma Gehe & Compagnie, Dresden-Kaufstadt, Königstraße Nr. 3.

Abonnentin in Baden-Baden. Einen Seidenweber haben wir im vorletzten Heft namhaft gemacht. Wer gestupfte Seide spinnt, so daß man dieselbe zum Stricken verwenden kann! Wer weiß es? Wir müssen unser Nichtwissen hier eingestehen.

Hrn. A. P. in L. Nur durch Neubergoldung auf neue Grundierung. Das kann nur ein Vergolder vom Fach.

Abonnent in London. Wir haben mancherlei Geschmacksrichtungen zu befrichtigen. Der Autor ist viel gelesen und hat Ruß. Sie werden im nächsten Jahrgang den Roman: „Das Haus mit den zwei Eingängen“, finden und Ihre Erwartungen vollauf erfüllt sehen.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

M. B. in G. Versuchen Sie gegen den Haarausfall das schon oft erwähnte Dr. Vincenz'sche Mittel: Der Kopf wird mit 1—2 Glöcklein

